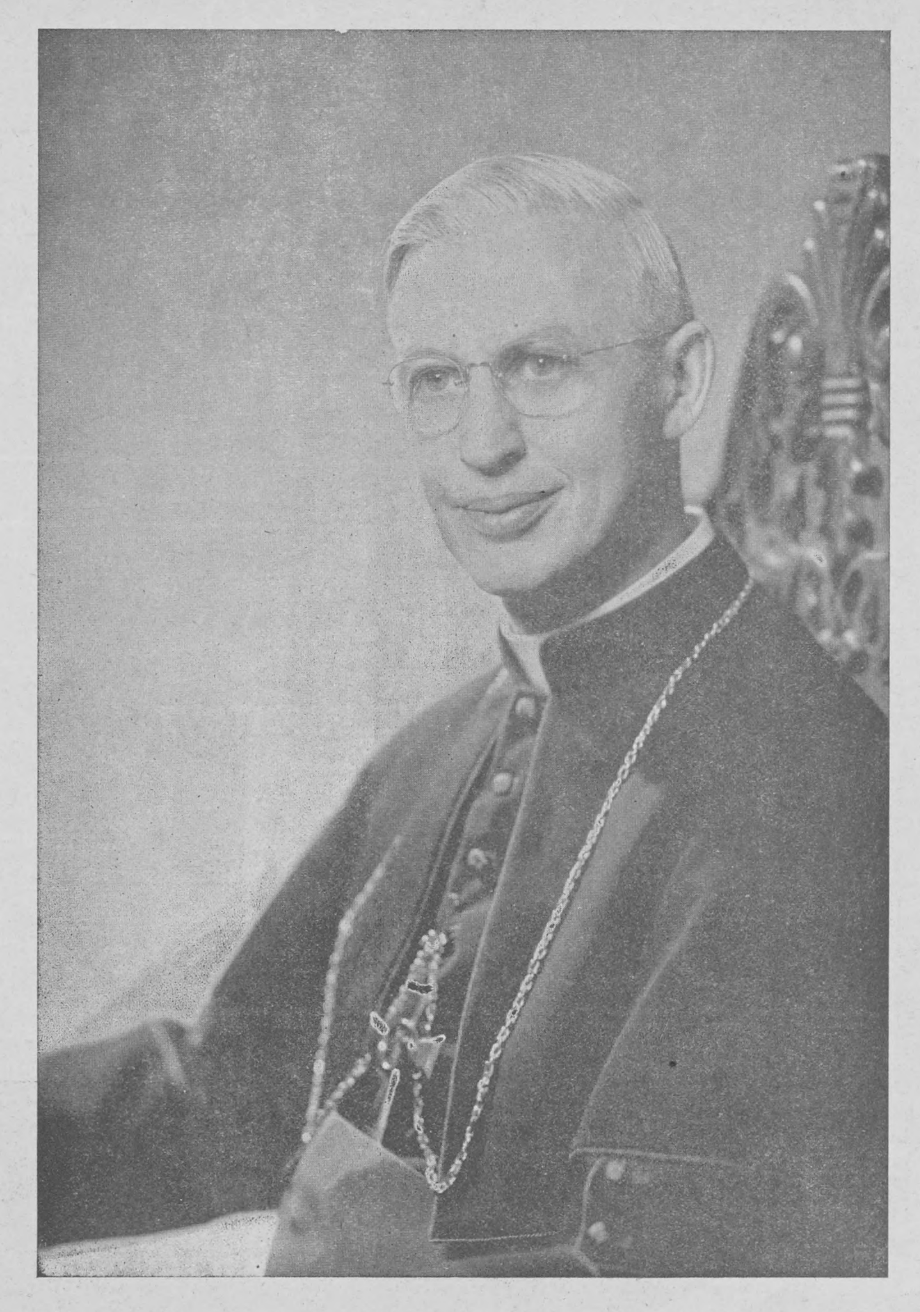
Mai 1948



DER MARIENBOTE



Michael Cornelius O'Neill

der neue Erzbischof von Regina.

Mit frommem Mariengruß beglückwünscht der Marienbote seinen neuen Oberhirten.
Möge der Herr ihn leiten, ihm Gnade, Licht und Kraft geben,
damit Christi Werk in ihm sich erfülle.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: „The Marian Preß", 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

No. 8 Regina, Sask., Mai 1948 16. Jahrgang

Dies und Das

Zum Pfingstfest Nun werden wir bald wieder Pfingsten feiern. Ein Hochfest des Heiligen Geistes, das der Christenheit immer fremder wird. Weihnachten wird froh begangen. Auch Ostern bringt Festtagsstimmung. Pfingsten ist uns aber wie ein ganz gewöhnlicher Sonntag. Ohne jegliche Vorbereitung gehen wir diesem Feste entgegen, und nichts nehmen wir uns vom Sinn der Pfingstfeier mit ins tägliche Leben.

Wir leben halt nicht mehr im Sinne des Heiligen und heiligenden Geistes, wie es war im Anfange, so auch jetzt — und weiter wagen wir diesen Satz nicht auszusprechen. Denn die Ewigkeit kennt Gott. Wir wissen aber, daß es der Geist war, der Geist der ersten Menschen, der den Bruch zwischen Schöpfer und Kreatur vollzog. Wir wissen auch, daß der Christ von heute immer noch den ewigen Vater will, weil der Vater verzeihende Liebe schenkt; daß der Christ den ewigen Sohn will, weil der Sohn erlösen und vor der ewigen Hölle retten kann. Und wir wissen, daß der Christ von heute den Heiligen Geist — weniger will, weil dieser Geist dasselbe von uns fordert, was einst im Paradies von Adam gefordert — und von Adam verweigert wurde.

Der Heilige Geist erhebt Anspruch auf unseren Willen, auf unser Denken, auf unser Wünschen, Träumen, Streben und Verlangen. Und diese Dinge wollen wir dem Herrn denn doch nicht so ganz geben. Dazu haben wir uns noch lange nicht entschlossen. Ja, wir haben bereits vergessen, daß so ein Entschluß überhaupt zu machen ist. Denn wir glauben einfach nicht, daß der Mensch einzig und allein dazu auf Erden ist, damit er sich heilige in Gott und durch Gott und für Gott. Wir glauben nicht, daß jeder einzelne von uns zur Heiligkeit berufen ist, zur wahren, wirklichen und richtigen Heiligkeit.

„Oder wißt ihr nicht, daß wir alle, die wir auf Christus Jesus getauft sind, auf seinen Tod getauft sind? Wir sind also durch die Taufe mit ihm begraben. Wie aber Christus durch die Herrlichkeit des Vaters von den Toten auferstanden ist, so sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln."

So schreibt die Bibel, im sechsten Kapitel des Römerbriefes. Und so haben wir vergessen, es mit uns zu tun. Denn das Alte ist ja nicht tot in uns! Und wir wandeln nicht in jenem neuen Leben, von dem die Bibel schreibt! In jenem Leben, das kein Lügen mehr kennt, kein Hassen, keine Mißgunst, keinen Stolz, keine Rechthaberei. Das, im Gegen-

teil, bis oben auf voll ist von Liebe und Demut und Freude an Gott.

Ja, wir sind gar üble Christen. Es sieht fast so aus, als ob Gott wieder einmal seinen Hammer nehmen müßte, um uns damit auf unsere starren Köpfe zu schlagen, daß die Funken sprühen und uns alles Hören und Sehen vergeht. Anders kommen wir wohl nicht zur Besinnung. Anders kommt uns wohl nicht ein, was im allerersten aller Gebote gesagt ist: **Ich** bin der Herr dein Gott. **Ich** bin der Herr des Himmels, und **Ich** bin der Herr der Erde. **Ich** bin der Herr aller vernunftlosen Kreatur, und **Ich** allein bin auch der Herr des Menschen, und aller Dinge, die der Mensch da sinnt und tut. **Ich** bestimme, wo ich sein soll mit meinen Gedanken und Plänen, nicht der Mensch. Wer gibt ihm, dem Mensch, das Recht zu behaupten, daß Religion nichts zu schaffen hat mit den Dingen der Erde? Mit Politik, Wirtschaft, Erziehung, Wissenschaft, Kunst, und wie sie noch heißen mögen, die Werke der Nachkommen Adams? Ist der Mensch Gesetzgeber, oder bin **Ich** es?

Mein Alles. Es gibt nur eine einzige Antwort, die der Mensch dem Herrn auf das erste Gebot geben kann, und diese Antwort heißt: Mein Gott und mein Alles! Wohl kennen wir dieses schöne Wort. Wir beten es auch manchmal, bei der Wandlung, oder wenn wir es gerade in unserem Gebetbuche finden.

Ist Gott aber wirklich unser Alles? Die Antwort auf diese Frage käme uns sehr bald, wenn wir uns einmal ans Ueberlegen und ans Nachdenken machten. Man braucht wirklich kein scharfer Denker zu sein um feststellen zu können, daß nicht Gott, sondern daß unser Leben unser Alles ist. Unser Leben: Die Liebe zu Weib oder Mann und Kind; unsere Liebe zu all" den Gütern, die wir besitzen und noch dazu haben möchten; und unsere Liebe, mit der wir auf unser Ansehen unter den Leuten bedacht sind — das ist unser Alles.

Zu jeder Minute des Tages sind wir bereit, ohne Zögern und Zucken die Gebote des Herrn zu brechen, wenn es sich um diese Dinge handelt. Sie sind doch unser Eigentum,und sie sind doch unser Recht, meinen wir, und man muß doch leben. Wie kann man aber leben ohne die Personen, denen unsere Liebe gehört? Ohne Hab und Gut? Und ohne angesehen und geachtet zu sein? Alles wäre zu ertragen, nur diese Kreuze nicht. Und wenn wir sie durch Sünde von uns halten können, dann sündigen wir eben. Uebrigens — was ist Sünde?

Mein Gott und mein Alles. Es haben Heilige auf unserer Erde gelebt — und es gibt ihrer immer noch sehr viele — denen Gott wirklich alles, aber auch alles war und blieb und bleibt. Diese Menschen wußten, was Sünde ist. So genau wußten sie es, daß sie lieber alle Schande, alle Verdemütigung, Hunger, Not und Tod auf sich nahmen, als das Gebot des Herrn selbst auch nur im Allerkleinsten zu brechen.

Wären sie am Verhungern gewesen und hätten sie durch eine kleine Lüge plötzlich reich werden können, sie hätten nicht gelogen. Nie und nimmer. Wäre ihr Bruder zu ihnen gekommen oder ihre Schwester und hätte gesagt: Dieses Land und jenes Huhn gehört nicht dir, es gehört mir, denn unser Vater war nicht gerecht, als er sein Testament niederschrieb — sie hätten sofort gegeben. Denn die Liebe galt ihnen mehr als das umstrittene Huhn, und die Heiligkeit des Gewissens stand ihnen weit höher im Kauf als der Stolz des Rechthabens. Alle Niedertracht, mit der man ihnen auf die linke und auf die rechte Wange schlug, alle Verleumdung, mit der man ihren guten Namen besudelte, alles Hohnlachen über ihre ‚Torheit' steckten sie freudigst ein, denn sie dachten sich: Nun bin ich wieder einmal dem kreuztragenden, dem zerschlagenen, bespuckten und verspotteten Heilande ähnlicher geworden.

Und so wurden sie es wirklich auch. In den Augen der Menschen galten sie als arme Toren, als dumme Leute, mit denen man machen konnte was man wollte. Genauso wie man einstens mit dem Heiland gemacht hatte, was man wollte, und nachher sich die Bäuche hielt vor Lachen: Schaut, was für ein Mensch! Ecce home! Wurde es aber schlimm im Leben, wußte man sich weder ein noch aus vor Sorge und Angst, dann ging man doch zu diesem Heilande hin, und auch zu seinen Heiligen, die man gestern noch verlacht hatte. Denn wir alle spühren ja: Es ist da etwas in der Demut Christi und es ist da etwas in der leidenden Liebe der Heiligen, das groß ist und das nicht dieser Welt enstammt. Schimpf und Schande, Raub und Frechheit ließen sie wie Toren über sich ergehen, und gerade weil sie das taten, zeigten sie uns ja, daß sie die Liebe hatten. Jene Liebe, die da selig macht in Gott, und deren Nähe selbst die Sünder fromm erschauern läßt.

Was nun? Sollten auch wir so werden wie die Heiligen? Demütig, geduldig, alles verlierend und alles erduldend?

„Herr, deine Rede ist stark, und wir können sie nicht verstehen", sagten die Jünger einst zum Herrn. Er aber blieb bei seinen Worten: „Wer mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz und komme!"

Dieses Wort gilt auch für uns. Darin besteht ja gerade alles Christenleben, daß wir dem Gekreuzigten den ganzen langen, schweren Kreuzweg entlang folgen. Daß wir, wie er, ganz und ungeteilt lieben, und daß Gott ganz und ungeteilt unser Alles ist.

O ja, wir predigen eine große Heiligkeit. Einem jeden Menschen predigen wir sie, und wehe uns, wenn wir das nicht täten. Die Welt gehört ja doch Gott dem Herrn, und es ist allerhöchste Zeit, daß wir Christen uns daran machen, sie dem Herrn wieder zurückzugewinnen. Es ist bereits viel zu viel Sünde in der Welt. Unsere Lieblosigkeit und Selbstsucht sind zur himmelschreienden Schuld geworden. Dürfen wir die Dinge einfach so lassen wie sie sind?

„Israel, bekehre dich zum Herrn, deinem Gott! Denn durch deine Schuld kamst du zum Falle. Nehmet doch Worte (der Reue) mit. Bekehret euch wieder zum Herrn! Bringt zum Herrn euer Flehen: O Gott, nimm hinweg all' unsere Schuld, daß wir Heil erhalten! Wir wollen dann darbringen die (Opfer) unserer Lippen!" So ruft der Prophet Oseas, und so rufen wir mit ihm in die Christenheit hinein. Und wir zeigen auf die Länder, die des Herrn Eigentum sein sollten, die aber unfruchtbar geworden sind, weil der Mensch sie seinem Gotte genommen.

Das allererste Stücklein Land, das erste Gebiet, das unbedingt wieder zurückgewonnen werden muß für Gott, ist das Gebiet unseres eigenen Gewissens, ist unsere eigene Seele und unser eigenes Herz. Unfruchtbarkeit herrscht dort. Und nicht Gott hat mit dieser erschauernden Dürre und Trokkenheit geschlagen, unter der unsere Seelen leiden: Der Mensch hat dieses Unglück über sich, über uns alle, über die ganze Erde gebracht. Der Mensch hat das getan, ich und du.

Nun kommen sie aber wieder, die Tage des Heiligen und heiligenden Geistes. Werden wir uns aufrütteln lassen? Werden wir in den Tagen vor Pfingsten beten? Um einen neuen Glauben, der so stark ist, daß er felsenfest daran hält, was Christus einstens gesagt: Sorget euch doch nicht was ihr morgen essen werdet oder womit ihr euch bekleiden werdet. Sorget euch zuerst um das Reich Gottes, und alles andere wird euch hinzugegeben werden. Schauet doch auf die Vögel des Himmels und auf die Lilien des Feldes. Sie säen nicht und sie ernten nicht und doch—"

O, wie würde die Welt erneuert werden, wenn dieser Glaube in uns wäre. Dieser Glaube, der der Glutofen ist einer ganz neuen Liebe: Mein Gott und mein Alles!

Der Schriftleiter.

Brot!

Folgende Gaben sind uns im Laufe des Monats für die Hungernden Deutschlands zugesandt worden:

April Marienbote	$4,168.39
Mrs. J. B. Webers, Morden, Man.	3.00
Henry Kaup, Riviere Gui Barre, Alta.	10.00
Valentine Baron, Burstall, Sask.	10.00
Ignatz Hoffart, Tribune, Sask.	5.00
Mrs. Rehm, Regina, Sask.	10.00
Martin Haider, Markinsch, Sask.	1.00
Henry Schulte, Marysburg, Sask.	3.00
Gabriel Gottselig, Chamberlain, Sask.	1.00
A Friend, Leipzig, Sask.	1.00
Ed. Hauck, Mandham, Sask.	10.00
	$4,222.39

Wunderschoen praechtige . . .

Von Robert Mäder

—o□o—

Wunderschön prächtige . . . liebreich holdselige, himmlische Frau!

Der wunderschöne Maienmonat ist wieder da und ruft zur Maiandacht alle Marienkinder. Diese Maiandacht beruht auf dem Grundsatz der Heiligen: Von Maria nie genug! Andere reden von Uebertreibung. Wir sagen: Nein, zu wenig! Was wir predigen, ist immer nur ein Tropfen aus einem Meer. Wir schöpfen daraus, aber wir erschöpfen es nicht. Wir erreichen nie, so viel wir auch reden mögen, das Wort des Himmelsfürsten: Maria ist voll der Gnade. Das Thema Maria ist hoch wie der Himmel, weit wie die Welt und tief wie das Meer.

Melanie, das Hirtenkind von la Salette hat einen Blick getan in die Wunderwelt dieser Schönheit. Da sie dreißig Jahre später sich hinsetzte, um das Visions-Ereignis vom 19. September 1846 zu erzählen, jubelte ihr Herz noch von Freude. Sie nahm, um die Erscheinung zu zeichnen, alles zusammen, was ihr die menschliche Sprache an kühnsten Ausdrücken zu bieten vermag, um aber dann schließlich wie später Bernadette von Lourdes doch zu bekennen: Die menschliche Zunge und die Buchstaben des Alphabetes versagen, wenn sie die Größe der Allerseligsten schildern sollten. **Maria ist für menschliche Kunst und Sprache unerreichbar.**

Und doch gibt es in den Schriften aller Zeiten weniges, was uns derart einen Blick tun läßt in diese Wunderwelt der Schönheit, welche wir Maria nennen, wie gerade die Schilderung des Hirtenkindes von La Salette. Hören wir einige ihrer Worte: Das Antlitz der allerseligsten Jungfrau ist wie **ein Paradies.** Ihre Augen können mit keiner menschlichen Sprache beschrieben werden. Wollte man davon reden, so müßte man ein Engel sein. Noch mehr! Man brauchte die Sprache Gottes selbst, dieses Gottes, der die unbefleckte Jungfrau, das Meisterwerk seiner Allmacht geschaffen. Die Augen der Erhabenen sind tausendmal schöner als die ausgesuchtesten Edelsteine. Sie strahlen wie zwei Sonnen. Sie sind wie die Pforten Gottes. Der Blick auf die Augen der reinsten der Jungfrauen genügte, um den Himmel eines Seligen auszumachen. Wenn man in diese Augen geschaut, sieht man, sagt Melanie, in den Dingen der Erde, selbst in den scheinbar ernstesten, nur noch Kinderspiele. Man möchte nur noch von Gott sprechen hören und von dem, was Gottes Ehre betrifft. Und der Knabe Maximin, der Genosse Melanies bei der Vision auf dem Berge, erklärte, als man ihm einmal eine reiche Hochzeitspartie vorschlug: „Wenn man die hl. Jungfrau gesehen, denkt man nicht mehr an die Frauen. Vor dieser Schönheit tritt jede andere zurück. Wenn diese Sonne am Himmel steht, verblassen alle irdischen Sterne."



M. Spoetl

Das ist auch die Auffassung, welche die Kirche und die Heiligen, welche Maria gesehen, von der allerseligsten Jungfrau haben. Sie ist die wunderschön prächtige, hohe und mächtige, liebreich holdselige, himmlische Frau, das Meisterwerk des unendlich schönen Gottes. Ich streite mich nicht herum mit den Gelehrten über den Begriff der Schönheit. Ich sage einfach: Schön ist die Ausstrahlung des Guten. Schönheit liegt nicht bloß in den Farben und Formen. Schönheit ist nicht bloß eine Eigenschaft der Haut. Schönheit ist immer etwas, das von innen heraus kommt. **Die Seele der Schönheit ist die Tugend.** Die Philosophie lehrt: Das Gute und das Schöne ist immer beinander, wie das Schlechte und Häßliche immer beieinander ist.

Warum ist Maria die Schönste? Weil sie **die Heiligste** ist. Die Alten haben die Göttin der Sinnlichkeit, die Venus, mit allen Reizen der Kunst dargestellt. Warum aber kann eine Venus niemals im wahren Sinne des Wortes als Schönheit betrachtet werden? Aus dem ganz einfachen Grunde, weil Venus eine Dirne ist. Eine Dirne ist eine liederliche Person. Eine liederliche Person, die innerlich voll Morast und Unrat ist, kann nie den Wohlgeruch der Schönheit ausstrahlen, mögen ihre For-

men noch so verlockend aussehen. Eine Venus ist immer häßlich und gehört deswegen nie in eine katholische Familie. Und eine Muttergottes ist immer schön, auch wenn sie der ungeschickteste Bildhauer mit Liebe und Hingabe in einen Katakombengrabstein gehauen, wenn nur etwas von der himmlischen Hoheit der Allerseligsten herausleuchtet.

Wenden wir das aufs Praktische an! Alle wollen schön sein, besonders die jungen Leute. Wann ist ein Mensch schön? Wenn die heiligmachende Gnade aus seinem Wesen leuchtet. Wann ist ein Mensch häßlich? Wenn er schlecht ist. Wir, die wir uns Christen nennen, müssen mit dem Aberglauben der Weltkinder brechen, als ob die Schönheitsfrage in erster Linie von Gesichtsfarbe, von der Kleidermacherin und der Modistin entschieden werde. Als ob die besten Schönheitsmittel wohlriechende Wasser und Salben seien und als ob der Spiegel im Damenzimmerchen für die Schönheit wichtiger sei als der Beichtstuhl mit dem kostbaren Blut und dem Reuewasser.

Wer ist also schön? Der Reine! Der Keusche. Wer ist nicht schön? Der Unkeusche. Die Keuschheit vergeistigt, verklärt, verhimmlicht. Die Unkeuschheit verroht, vertiert, entseelt. Warum ist das Kind schön? Weil ihm die Unschuld aus dem Auge schaut. Weil es noch nichts von einer gewissen Sünde weiß. Warum kommt einem unwillkürlich bei gewissen Leuten die Versuchung, an die Abstammung des Menschen vom Affen zu denken? Weil eine geheime Sünde ihre Züge denen des unvernünftigen Bewohners des zoologischen Gartens ähnlich gemacht hat. Wer ist schön? Der Gütige, der Barmherzige, der Wohlwollende. Wer ist häßlich und wohnte er selbst in der feinsten Villa? Der wie das Raubtier alles an sich reißende Sklave der Habsucht, der Ausbeuter, der Wucherer.

Wer ist schön? Der Sanftmütige, der Geduldige, der Gottvertrauende, immer himmelwärts Gerichtete, sich selbst Beherrschende, nie das Gleichgewicht und die innere Ruhe Verlierende. Wer ist häßlich? Der Zornmütige, der Neidische, der Schadenfrohe, der Höhner, der Spötter, der Launenhafte. Wer ist schön? Der Pflichtbewußte, auf seinem Posten Ausharrende, seiner Verantwortung sich Bewußte, der mit seinen Talenten wuchernde, der seine Lebensaufgabe Erfüllende. Wer ist häßlich? Der Faule, der Immermüde, der Feigling, der Genußmensch. Was ist schön? Die Demut, das Gebet. Was ist gemein? Der Stolz. Kurz, schön ist nur, was gut ist. Alles Schlechte ist häßlich, abscheulich, abstoßend, gemein, wüst.

Merke es dir, katholische Jungend! Nur die Tugend ist schön! Das Schönseinwollen liegt dir im Blut. Es gibt ein Schönseinwollen, das vom Teufel kommt und zum Teufel führt, und viele fallen ihm zum Opfer. Es gibt ein Schönseinwollen, das von Gott kommt und zu Gott führt, das nichts mit Eitelkeit und Hochmut gemein hat. Es ist der Wille, Kind Gottes zu sein durch die heiligmachende Gnade wie die Magd des Herrn. Es ist der Wille, rein zu sein an Leib und Seele, rein in der Phantasie, rein in Wort, rein mit Ohr und Auge, rein im Leben.

Darin liegt der gewaltige erzieherische Wert der Marienverehrung und der Maiandacht: Wenn man in die Augen der Madonna gesehen hat, dann haßt man das Gemeine, heiße es wie es will. Man erwirbt aber jenen übernatürlichen Sinn für Schönheit, der allen Plunder der Eitelkeit mit Füßen tritt und kennt nur noch jene Schönheit, die aus der Tugend fließt.

Darum sei schon zu Anfang Mai wieder der Vorsatz gefaßt: Wieder fleißig aufgeschaut zum Ideal der Schönheit, zur Gnadenvollen und wunderschön Prächtigen! Wenn du alles aufgibst, die Marienverehrung darfst du nicht aufgeben. Und wärest du auch ein Sozialist oder Kommunist, ein ganz armer verführter Mensch, der alles von sich geworfen hätte, Beten und Gottesdienst und Kirchenbesuch und Sakramente — du dauerst mich furchtbar. Aber ich bitte dich, wirf etwas nicht weg, das Fünklein Liebe und Verehrung zu deiner himmlischen Mutter. Ich meine es dir gut, und es ist nur dein Nutzen!

Daß die Marienverehrer im Monat Mai in besonderer Weise ihre Liebe zur Himmelskönigin zeigen, brauche ich nicht eigens hervorzuheben. Wenn ihr mich aber fragt, was ihr denn eigens tun sollt, um Maria zu erfreuen und ihre Huld zu gewinnen, so antworte ich euch mit dem hl. Johannes Berchmans: „Das Kleinste ist hinreichend, wenn es nur beständig ist." — Tut irgend etwas Besonderes, was ihr sonst nicht tut, Maria zu Lieb mag es auch eine Kleinigkeit sein. Aber haltet treu daran fest und laßt es keinen Tag im Mai aus! Dann wird der Marienmonat für euch ein segensreicher werden.

Pfingstflur

Ringum ist hohe Frohheit ausgegossen —
Wir sind von ihr durchleuchtet: Schatten schwinden!
Muß heute nicht in sich sein Bestes finden
Ein jeder, von der Klarheit umschlossen?
Voll tiefstem Jubel sind die Vogellieder,
Die aus den Blütenkronen niederklingen.
Es dränge das Menschenherz, für sich zu singen . . .
O spiele, Mensch, das Glück der Schöpfung wieder!

Voll Dankbarkeit schenkt sich die ganze Erde
Dem hohen Geiste, der sie ließ erstehen —
Und fleht, daß nimmer sie verlassen werde.
Sind ähnlich nicht verzückten, sanften Frauen
Die schlanken Birken, die am Hange stehen? —
Es möge Gnade immer an uns bauen!

Ernst Noedelchen.

Wenn ein Bischof allein spazieren geht!

Von Peter Frohland.

Es war einmal ein Bischof,— aber ein großer und gescheiter — und ein ganz gelehrter Mann. Er lebte drüben im Franzosenland in der großen Stadt Cambrai und hieß Fenelon.

Dieser hatte das Leben von allen Seiten kennen gelernt. War in jungen Jahren schon ein Redner ohnegleichen und war dazu so gelehrt und gescheit und so fein gebildet, daß er zum Erzieher des königlichen Prinzen bestellt worden war. Zuguterletzt wurde er Bischof in der großen Stadt Cambrai zur Freude der ganzen Diözese. Wenn er nun in seinen prächtigen Bischofsgewändern durch die hochragende Kathedrale schritt wie ein Fürst, oder wenn seine klingende Stimme von der stolzen Kanzel aus durch die weiten Räume des herrlichen Gottestempels schallte, so war des Staunens und Wunderns kein Ende.

Du denkst nun vielleicht, daß so ein nobler und berühmter Bichof immer in einer Galakutsche gefahren ist und allüberall von hohen Herren begleitet war, die ihm den Hof machten. Da hast du dich aber gründlich getäuscht. Am allerliebsten ging der Bischof mutterseelenallein spazieren durch die schöne Natur, mutterseelenallein im allereinfachsten Gewande, so daß man von dem Bischof kein Zipfelchen mehr erkennen konnte. — Und ging er den hohen Herren auch fleißig aus dem Wege, so suchte er desto lieber die ärmsten und einfachsten Leutchen auf, als da sind Bauern und Arbeiter und sonstige geplagte Leute, die von der Hand in den Mund leben und froh sind, wenn sie alle Tage etwas zu beißen haben, damit sie dem kommenden Tage wieder mit frischen Kräften entgegengehen können. So spazierte er eines Tages wiederum durch ein einsames Bauerndörfchen. Es war ein schöner Nachmittag und die liebe Sonne lachte mit dem ganzen Gesichte, als hätte sie vorzüglich Mahlzeit gehalten, und als wolle sie nun die ganze Welt balumontäglich stimmen. Die Göckel in dem Dorfe schrien aus Leibeskräften Kickeriki, die Enten watschelten zum Bache und holten sich das Vesperbrot: Gewürm und sonstiges zappliges Zeug. Und hin und wieder bellte ein Hündlein vor dem Hause, weil er meinte, wunderwas zu sein vor so einem Dahergelaufenen. Das alles aber störte den großen Bischof nicht im Geringsten. Ja gerade im Gegenteil: das war ihm die allerliebste Musik, die sein Herz hundertmal mehr erquickte als Posaunenschall und Parademusik.

Aber plötzlich klang etwas an seine Ohren, das ihm das Herz fast mitten entzwei reißen wollte: Aus einem armseligen Hüttelein klang so Mark und Bein erschütterndes Weinen und Schluchzen ,so daß den Bischof ein rechter Schrecken erfaßte und ein aufrichtiges Mitleiden. Bei seinem liebevollen Volksherzen konnte er da unmöglich „so mir nichts dir nichts" vorbeimarschieren. So schreitet er denn augenblicklich auf das Häuslein zu, geht durch den kleinen Garten, bückt sich ein wenig unter den Türbalken und ist dann mitten in dem Jammerstüblein.

Da standen sie nun alle zusammen, ratlos und tatlos: der Mann und die Frau und alle die Kinder nach der Anordnung der Orgelpfeifen, und sie jammerten und weinten. Sogar das kleine Würmlein im Korbe drin schrie zetermordio, als müßte es auch schon sein Schmerzensgutachten mit Nachdruck abgeben.

Der Bischof fragte sie nun, was denn in allerwelt los sei, daß sie so weinten und jammerten.

Während der Mann den Fremdling mit einem hilflosen Blicke begrüßte, schlug die Frau die Hände über dem Kopf zusammen und erzählte ein langes und ein breites und ein unaufhörliches, wie ihre Kuh, — ihre einzige — ihre gute Kuh, davongelaufen sei. Zwei Tage hätten sie schon danach gesucht, aber alles sei umsonst gewesen. Ob er denn die Kuh nicht gesehen habe? Es sei eine ganz schwarze Kuh, nur ein Fuß sei weiß, aber ganz weiß fast bis an den Bauch hinauf. Ja, hinten gehe ein weißer Streifen sogar bis unter den Schwanz hinauf. Ja, — und dieser Schwanz! Keine einzige Kuh im ganzen Dorf habe so einen schönen Schwanz gehabt. Der habe unten eine Quaste, — in der ganzen Kirche sei an keiner Fahne eine schönere zu finden. Jeden Tag habe sie den Schwanz mit warmen Wasser gewaschen. Und Milch habe die Kuh gegeben — einen ganzen Eimer voll, schneeweiße Milch. Sie hätten alle davon gelebt!

Bei diesen Worten bekam die Frau wieder einen heftigen Jammer- und Tränenausbruch und weinte herzerschütternd. Und holte sogar ihren Rock herauf und faßte ihn mit beiden Händen und wischte und wischte, und weinte und weinte, und rieb sich fast die Augen aus dem Gesichte. Und der Mann nickte bejahend und weinte und fuhr sich mit der Faust um den Mund. Und die Kinder schrieen alle zusammen, und das Würmlein im Korbe jammerte wie ein Sturmtrompetlein.

Ach du liebe Zeit! Da möchte einem ja das Davonlaufen kommen, — du denkst es vielleicht, — wenn du es so liesest. Und dann fing die Frau wieder von forne an und zeigte auf das Kindlein, das fast am Verhungern sei, weil es keine Milch mehr bekäme. Und sie hätten auch alle Milchsupp gegessen und saure Milch und Kartoffel. Aber jetzt sei das alles aus und Amen. Und dann fing sie wieder zu schnupfen und zu wischen an.

Zwei Tage hätten sie schon nach der Kuh gesucht. Und keine Spur hätten sie mehr gefunden, — nicht einmal eine Spur mehr. Ja, ja, — das könne man sich schon denken, — wo das arme Tier hingekommen sei. Das dürfe man nur nicht sagen. Ja,

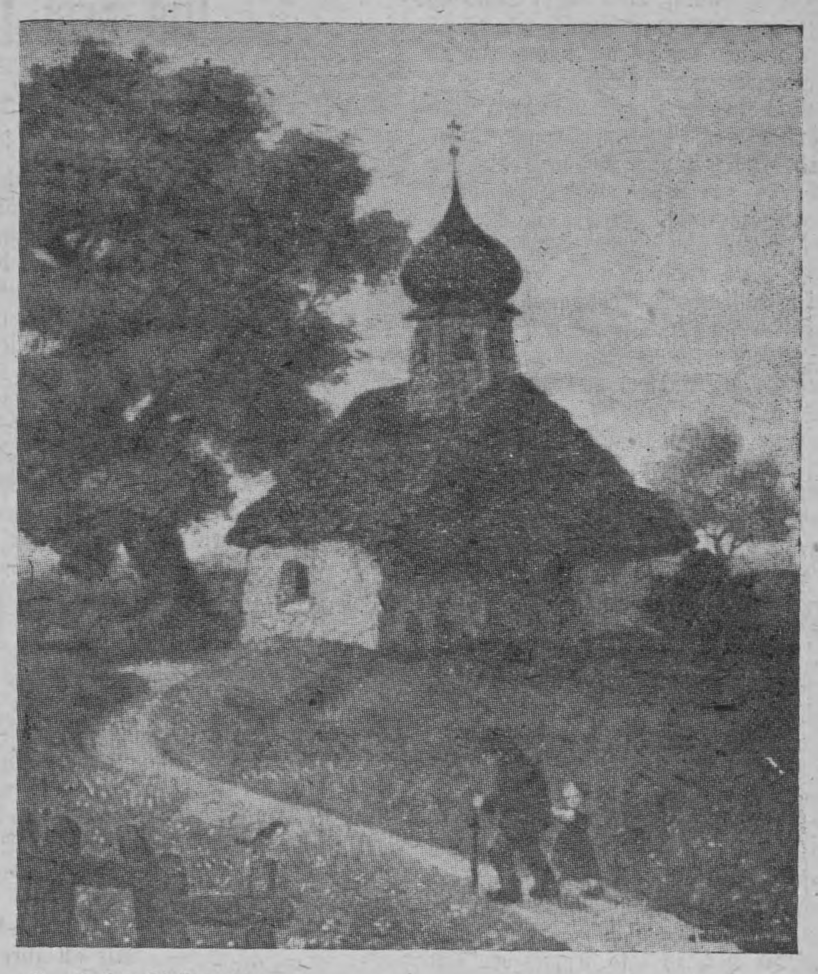
ja! — Die Kuh wäre sicher nicht so weit davon gelaufen, daß man sie nicht mehr hätte finden können. Das sei eine gescheite und gute Kuh gewesen. Die habe einen Verstand gehabt wie ein Mensch, ja vielleicht noch mehr. Wenn sie abends nur gerufen habe, so sei die Kuh gleich gekommen, habe sich streicheln lassen und habe sie so angeschaut, — genau wie ein Mensch. So eine Kuh kann nicht davonlaufen!

Dabei stieß die Frau den Bischof kräftig an die Schulter und sagte ihm: „Das glauben sie auch, gelt guter Herr, daß so eine Kuh so etwas nicht macht!“ Und aus ihren Augen konnte man zugleich lesen, daß der Bischof selbstverständlich die gleiche Meinung haben müsse.

Als dann die erste kleine Redepause bei der gesprächigen und jammererfüllten Frau eingetreten war, kam endlich auch der Bischof ein wenig zu Wort. Er hatte ja ein volles Verständnis für die Not und den Jammer der heimgesuchten Familie. Zog dann auch seinen Geldbeutel aus der Tasche — es war nicht gerade wenig darin und gab dann ohne Zögern alles hin.

Im Uebrigen sollten sie die Hoffnung nicht aufgeben, die Kuh wiederzufinden. Es sei halt doch ein unver. . . .“ Er wollte sagen: „unvernünftiges Tier,“ verschlang aber schnell das angefangene Wörtlein wieder. Er hätte sonst vielleicht der guten Frau weh tun können. So sagte er denn: „Nun, es könne ja selbst dem gescheitesten Tiere das Unglück passieren, daß es sich verläuft, erst gar im Walde. Das komme ja sogar bei den gescheitesten Menschen vor. Sie sollten nur noch einmal gründlich nach ihr suchen. Er werde dann wieder einmal vorbeikommen und sich erkundigen, ob sie das gute Tier wieder bekommen hätten!“

So sprach der Bischof und trat dann wieder seinen Heimweg an, nach der großen Stadt Cambrai. — Wie er aber jetzt durch das Oertlein schritt, — da hörte er keinen Gockel mehr Kikeriki schreien, er hörte keine Enten mehr schnattern und plätschern, nicht einmal mehr der bissige Bullenbeißer konnte mit seinem Gekläffe sein Ohr erreichen, so sehr war der Jammer der armen Hütte in das



H. Huber-Sulzmoos

Kapelle

Herz des guten Bischofs eingedrungen und übertönte alles andere. Gerne trug er wieder seine eigenen Sorgen. Und seine Liebe zum armen Volke wuchs noch um ein Bedeutendes, obwohl sie vorher schon groß war.

Recht mitleiderfüllt ging der Bischof so seines Weges dahin; denn das Sorgen- und Elendslied der armen Hütte und des armen Volkes sang noch immer seine Melodie in seiner Herzenskammer weiter. Wie traumwandelnd ging der Bischof einher und die ganze Welt um ihn herum schien wie versunken.

Da wurde er plötzlich von einem Wachposten laut angerufen, so daß er wie aus einem Traume erwachte. —

Du denkst, lieber Leser, — bei dem Worte Wachposten natürlich gleich an einen himmellangen Soldaten vor einem Schilderhäuslein, mit aufgepflanztem Gewehr und einem grimmigen Gesicht. Das trifft aber diesmal nicht zu. Denn der Wachposten stand seelenvergnügt an einer Waldesecke und schrie durchaus nicht: „Halt, wer da? Sondern schrie vielmehr aus Leibeskräften: muh, muh, muh — und war nichts anderes als eine große schwarze Kuh.

Ja, eine große schwarze Kuh war es. — Eine große schwarze Kuh, — nur ein Fuß war weiß, — aber ganz weiß, — fast bis an den Bauch hinauf, — und hinten ging ein weißer Streifen sogar **bis** unter den

Schwanz hinauf. Und dieser Schwanz hatte am Ende eine Quaste wie sie in der ganzen Kirche an keiner Fahne schöner zu finden war.

Nun ja, das war natürlich und selbstverständlich die durchgebrannte Kuh. Wer konnte da noch im Geringsten zweifeln! Und so gescheit schaute sie drein, fast wie ein Mensch, als wollte sie sagen: „Na fremder Herr, du kommst ganz gewiß von „mir zu Hause!" Was machen denn die Meinigen? Die werden so dumme Gesichter machen, weil ich nimmer heimkomm. Schadet gar nichts, dann lernen sie doch auch einmal kennen„ was sie an mir gehabt haben."

Dann tat sie noch einen kräftigen „Muher" und wandte sich wieder dem Wäldlein zu, als wollte sie ihren Streik ewig so fortsetzen.

Was war zu machen! Weit und breit keine Seele, um den Ausreißer einzufangen. Die Kuh wollte wieder in den Wald hineinlaufen. Dann konnten die armen Leute in der Hüte sich vollends die Augen ausweinen. Das ging nicht an.

Nur ein einziges Glücksmoment war vorhanden. Die schwarze Kuh trug noch ihren Strick, mit dem sie zu Hause angebunden war, um den Hals. Der hing fast bis auf den Boden hinunter. Und der Bischof besann sich nicht lange, — ging rüstig auf die Kuh zu und ergriff den langen Strick.

Die Kuh schaute den Bischof mit großen Augen an, warf dann den Kopf in die Höhe und hatte wieder ihre goldene Freiheit.

Wie ein flizer Aal war dem Bischof das Stricklein aus der rechten Hand geschnellt. Die Kuh hatte sich nicht einmal eine besondere Mühe gegeben. Das war ihr etwas Leichtes, sich einen Bischof vom Halse zu schaffen. Fast verächtlich schaute sie den hohen Herrn an.

Aber auch der Bischof gab so schnell sein Spiel nicht verloren. Er hatte sehr wohl gemerkt, daß man so einen Kuhstrick nicht wie einen Federhalter in die Hand nehmen dürfe. So griff er denn wieder nach dem Strick und wickelte ihn sehr geschickt und behende um die Hand herum. **Stellte sich** dann steif und fest hin wie eine Bildsäule, als wolle er sagen: „**Nun jetzt** wollen wir mal sehen, obs diesmal auch so leicht geht!"

Die drei Landsknechte

Legende von Else Liedke

Durch Fürspruch der Jungfrau Maria
gingen drei Landsknecht' zum Himmel ein.
Aber das himmlische Friedlichsein
tät nicht wohl für die drei Landsknecht' sein,
sie wollten ein bißchen „kriegen".
So lärmten sie gar wild darein,
fochten mit ihrem Heiligenschein,
und täten sehr schlimm landsknechtlich
mit Fluchen und mit Schrein. —
Alle Himmelsbewohner liefen davon,
und Petrus wußte nicht aus und ein.
Da tritt Maria leise hinein
und mild schaut sie nacheinander
den drei Landsknecht' ins wilde Gesicht hinein—
Da beginnt es darin zu zucken und glüh'n,
das kam nicht vom Wein.
Und still tun die drei Landsknecht'
aus der Faust den Heiligenschein
zu Füßen der Jungfrau Maria—
und stehen nun so vor ihr da
in ihrem armselig Landsknechtsein.—
Am andern Tage ruft Maria
die drei Landsknecht' zu sich hinein:
Die drei Heiligenschein
waren zu Schwertern gebogen.
„Ihr sollt fürder Himmelswächter sein
gegen alle Teufelsteufelein!"
Und drei Landsknecht' knien vor Maria
mit all ihrem Landsknechtsein.

Die Kuh hielt aber auch diesmal durchaus kein anderes Mittel für nötig, um sich Respekt zu verschaffen. Wieder fuhr sie mit dem Kopf in die Höhe. Aber diesmal ein bißchen schneller und unwilliger und höher. Und die Methode hatte wieder unfehlbar gewirkt. Zwar hatte der Bischof den Strick noch immer in den Händen, doch hatte ihn der stramme Ruck seiner Gegnerin so blitzschnell zu Boden gerissen, daß er nun wie ein armes Sünderlein zu den Füßen der schwarzen Kuh lag, hilflos wie ein Kind.

Da bekam die Kuh fast selber Mitleid mit ihrem Opfer. Sie neigte ihren Kopf weit hinab bis zu des Bischofs Haupt, — so daß diesem der warme Kuhodem wie ein Föhnwindlein ins Gesicht wehte. Auch streichelte sie mit ihrer breiten Zunge gutwillig über das bischöfliche Haar, als wollte sie sagen: „Steh nur wieder auf, es war nicht so bös gemeint!"

Und der Bischof stand auch auf, ohne seinen Strick wieder fahren zu lassen. Und da eine Freundlichkeit die andere wert ist, so streichelte auch der Bischof der Kuh über den Hals, und kratzte sogar hinter den Hörnern, — zwar ein bißchen schüchtern und ein wenig mit Todesangst. Und das hatte offenbar eine gute Wirkung, denn nun fuhr sie mit den Kopf nicht mehr nach oben.

So endeten also die ersten Verhandlungen, obwohl sie anfänglich etwas stürmisch und verdemütigend waren, doch offenbar mit einem nicht zu verkennenden Erfolge.



M. Schoenemark

Hirtenlied

Jetzt konnte der Herr Bischof wohl wagen ein bißchen weiter zu gehen. Vorsichtigerweise hielt er den Strick nun so in der Hand, daß er ihm einerseits nicht mehr entrissen werden konnte, und andererseits hielt er sich gar nicht mehr so bildsäulensteif, sondern war immer zu kleinen Nachgibigkeiten bereit, so wie es gerade nun einmal seine Gegnerin mit ihrem gehörnten Verstand haben wollte.

So gelang es ihm denn auch wirklich die Kuh ein ganz schönes Stücklein der Straße näher zu bringen.

Aber, wie gesagt, — zu kleinen Nachgibigkeiten für den gehörnten Verstand mußte der Bischof immer bereit sein. Denn erstlich hätte sie mit ihren spitzigen Hörnern sehr scharf vorgehen können, und soweit durfte man den gehörnten Verstand entschieden nicht herausfordern. Und zweitlich tat die Kuh in Wirklichkeit auch ganz ungeniert und ungezwungen. Es fiel ihr nämlich gar nicht ein, um das Austreten zu bitten und kannte da weiter keine Formalitäten: sie fragte nicht, ob Prinzenerzieher, ob Bischof: sie war einfach auch, was sie war: eine ordentliche Kuh, die ihren Eimer Milch gab, und im übrigen schwarz und hatte einen weißen Fuß, und einen Schwanz mit einer Quaste.

So kamen denn die beiden Herrschaften bei gegenseitigem Entgegenkommen glücklich auf die Straße und nahmen Richtung zu einem gemeinsamen Spaziergang nach dem armen Bauerndörflein. Zwar wollte die Ausreißerin immer wieder einmal ein wenig Um- und Rückschau halten, als wollte sie es gereuen, ihre goldene Freiheit so schmählich im Stich zu lassen.

Dann gab es ein kurzes Stillestehen, ein Muhen und Räuspern, bis sie auf freundliches Streicheln und Kratzen wieder weiter ging. Aus Laune oder Aerger holte sie sich auch hin und wieder einmal ein Maul voll Gras vom Straßenrand. Man mußte ihr eben gewähren lassen. Zudem war es ja ein Spaziergang, und da darf man so wie so nicht so eilen, sonst ist die ganze Freude dahin.

Nun denke dir aber, lieber Leser, das es von dem Waldeck bis zu dem Dorfe zurück eine ganze Stunde Weges war. Dazu kommen noch all die Verzögerungen, das gegenseitige Entgegenkommen, die verschiedentlichsten Freiheiten der schwarzen Kuh und so manches andere.

Dabei ist nicht zu vergessen, daß ein Bischof, so groß und gelehrt und fromm und weise er als solcher sein mag, eben doch kein Bauersmann ist, und er darum mit unendlicher Mühe und verschiedentlichen Aengsten den langen Spaziergang machen mußte. Auch der rauhe Strick schrieb eine gar deutliche rote Sprache rings um die feine Gelehrtenhand.

Aber da kannst du wieder einmal sehen, was ein gutes Herz fertig bringt, ob es nun unter dem feinen Gewande eines Bischofs schlägt oder unter dem rauhen Kitel eines Arbeiters oder Bauersmannes. Die schöne Seele, das ist der wahre Adel allein, wobei Stand und Beruf herzlich wenig zu sagen haben.

So kam nun der Bischof seinem Ziel immer näher. Schon hörte man die Göckel wieder Kickeriki schreien und die Enten schnattern und die Hunde fingen nun erst recht an zu bellen und zu lärmen. Und gar mancher schaute zum Fenster hinaus, was denn wohl da des Weges daher komme.

Da schlug auf einmal einer die Hände über dem Kopfe zusammen und schrie ganz fassungslos: „Mon Dieu, c' est donc notre eveque", — das heißt zu gut deutsch: „Aus is, das ist ja unser Bischof." Und die anderen machten es ihm nach: „O Gott, o Gott, das ist ja wahrhaftig unser Bischof." Ein langer ernster Mann musterte ihn noch besonders vom Scheitel bis zur Sohle, mißtrauisch und ungläubig, bis er endlich auch bekennen mußte: „Diable, c' est notre l'eveque." „Beim Teufel, das ist ja wirklich der Bischof!"

Inzwischen aber hatte der Bischof sein Ziel vollends erreicht und den armen Leuten ihre Kuh übergeben. War das ein Wiedersehen! Zugleich erfuhren auch sie, wer der fremde Herr sei.

Darauf fingen die Glocken vom Turme mächtig zu läuten an, dazwischen das Weinen der Freude, die Rufe der Verwunderung und des Staunens.

Der Bischof mußte, ob er wollte oder nicht, auf einem in der Eile geschmückten Tragsessel Platz nehmen und im Triumphe wurde er nun in seine Bischofsstadt Cambrai zurückgebracht.

Also endete der Spaziergang der ungleichen Herrschaften. Das Andenken aber an den edelmütigen Bischof und seine schöne Tat wird nie enden.

Vor fuenfzig Jahren

Dr. Richard Bercke

Eine Erinnerung an einen großen Deutschen.

Weit, weit liegt zurück, was ich hier erzählen will. Es spielte sich ab in der kleinen Schweizer Universitätsstadt Freiburg (Fribourg), zwischen Bern und Lausanne hochromantisch im Felsenkessel der wilden Sarine gelegen, die von zwei kühngeschwungenen mächtigen Hängebrücken überspannt wird. Die Brücken sind 180 und 265 Meter lang und spannen sich 75 und 51 Meter hoch von einem Steilufer zum andern.

In der prächtigen Hauptkirche St. Nikolaus mit dem 86 Meter hohen Turm, dem prächtigen Portal und der berühmten Orgel von Moser aus dem Jahre 1834 versäumten wir Studenten damals kein einziges der wunderbaren Orgelkonzerte, zu denen von weither die Zuhörer sich einfanden.

Draußen im Vorort Pérolles lag das damals neuerbaute Laboratorium für uns Chemiker und dicht daneben ein Tennisplatz, den unser Tennisklub sich hatte anlegen lassen.

Unter den Gästen, die wir dort sehr häufig zu unsern Spielen und Wettkämpfen begrüßen konnten, befanden sich auch zwei junge deutsche Grafen. Der ältere, neunzehnjährig, eine Hünengestalt, dem ein kurzer Vollbart das Gesicht umrahmte, studierte in Freiburg Theologie, der jüngere der Brüder, etwas kleiner und schlanker ,gab das Studium später wieder auf und wurde preußischer Kürassieroffizier.

Wir hatten viel Gefallen an diesen liebenswürdigen jungen Leuten und freuten uns immer, wenn sie sich zum Tennisspiel bei uns einfanden.

An einem gewitterschwülen Nachmittag im Juli durchstreifte ich, wie ich es häufig tat, den unteren, zum Teil noch deutschsprachigen Teil der Stadt, die Basseville, auf der Suche nach baulichen Altertümern, Schnitzereien und alten Handschriften, die damals noch in größerer Zahl im Besitz der Anwohner waren.

Ganz am äußersten Ende der Basseville, dort, wo die romantischen Gotteronschlucht ihren Ausgang hat, stieß ich auf eine Gruppe von acht oder zehn halbwüchsigen Knaben, die offenbar unter dem Druck eines bösen Gewissens sich in höchster Eile in Sicherheit zu bringen suchten. Und gleich darauf begegnet ich dem älteren Grafen, der ein heftig weinendes Mädchen von etwa 12 Jahren an der Hand führte und gütig und beruhigend auf es einredete.

Und sofort erfuhr ich auch vom Grafen den Sachverhalt.

Die Horde der Knaben hatte das Mädchen, das am Ufer der Sarine Blumen gepflückt hatte, zunächst gehänselt, es dann wegen seiner Weigerung, sich ihrem Räuberspiel anzuschließen, gezerrt und geschlagen und es schließlich gar ins Wasser zu stoßen versucht. Da war der junge Graf zur rechten Zeit noch erschienen, hatte sich des Mädchens angenommen und die rohen Burschen zum Teufel gejagt.

Als das Mädchen sich wieder beruhigt hatte und wir beiden andern uns durch die engen wunderlichen Straßen und über die steilen Treppenwege nun wieder hinauf in die Oberstadt begeben wollten; da blieb der Graf noch einmal stehen, griff in die Brusttasche seines Rocks und zog ein kleines schwarzes Etui daraus hervor. Er öffnete es und entnahm ihm eine kleine silberne Kette, an der ein schlichtes Kreuz hing. Dann schenkte er diese Kette dem Mädchen, dem vor Freude aufs neue die Tränen in die Augen traten, die erst wenige Augenblicke vorher aus Angst und Leid geflossen waren. —

—Zehn Jahre später hielt ich mich auf einer Sommerreise aufs neue in Freiburg auf.

Wiederum wanderte ich wie in früheren Tagen durch die Basseville des Städtchens, spazierte wieder hinein in die malerische Gotteronschlucht, setzte mich dort ans Wasser und dachte zurück an die Jahre der Studentenzeit, die nun schon recht weit zurücklagen.

Eine junge bildhübsche Frau mit einem Kind an der Hand, das wohl die ersten Gehversuche unternahm, kam hinter mir des Weges, rief mich an und bat, ihr zu sagen, wie spät es sei.

Ich gab ihr die gewünschte Auskunft, entdeckte, als ich mich dabei halb umwandte, am Halse dieser jungen Frau eine silberne Kette mit Kreuz, die urplötzlich die Erinnerung an ein längst vergangenes Erlebnis in mir wach werden ließ, und stellte durch ein paar wenige Fragen fest, daß ich das einstige kleine Mädchen vor mir hatte, das von rohen Knaben mißhandelt und von dem riesengroßen bärtigen Grafen mit dem Kettchen beschenkt worden war.

Mit aller Deutlichkeit erinnerte sich die junge Frau des damaligen Vorganges, erinnerte sich genau des Spenders des Kettchens, den sie nie vergessen hatte, und glaubte auch mich noch wiederzuerkennen.

Und dann sagte ich dieser jungen Frau, die mit leuchtenden Augen da vor mir stand, auf ihre Bitte, wer denn jener Spender des Kettchens gewesen war, an den sie seit damals so oft gedacht hatte:

Es war Clemens August Kardinal von Galen, der große Bischof von Münster, jener große aufrechte und tapfere Mann, der wohl als Einziger es gewagt hatte, dem Verbrecher Adolf Hitler und seinen nicht weniger verbrecherischen Anhängern energisch entgegenzutreten.

„Wir müssen warten bis jemand kommt, der uns lehrt, wie wir opfern müssen."

Vom Heidentum zum Christentum

von P. Ludwig Closset O.M.J., Basutoland.

Die Taufe

„Vater, wann werden wir denn endlich getauft? Es ist eine Ewigkeit verflossen seit unserer Aufnahme in die Kirche. Wir werden alt, und unser Schädel wird noch härter als zuvor."

„Kinder, lernt nur recht tüchtig euren Katechismus, der große Tag der Taufe wird schon kommen."

Ein anderer großer Tag geht der Taufe voraus, und das ist der Tag der Prüfung.

„Brüder! Donnerstag wird die Taufprüfung stattfinden. Die älteren Jahrgänge sollen pünktlich nach Sonnenaufgang erscheinen, damit die Prüfung sofort nach der hl. Messe beginnen kann." So lautete am Sonntag die Verkündigung.

Am Donnerstag erscheinen die Taufbewerber denn auch pünktlich. Ein Uneingeweihter muß sich unwillkürlich fragen, welch hohes Fest an diesem Tage begangen werde; denn er erblickt auf den Wegen Blinde, Lahme, Kranke, mit den verschiedensten Gebrechen Behaftete, uralte Tanten und Großmütter. Es kommen auch die Trägen und Faulen, die tagtäglich eine Klagelitanei vom Stapel lassen, wie sie der Prophet Jeremias ergreifender nicht gesungen. Alle sind sie wieder mit einem Schlage gesund geworden.

Der Leser möge entschuldigen, wenn ich die Prüfung mit Stillschweigen übergehe. Ich mag ihn nicht zwingen, zu zittern mit den Zitternden, zu stammeln mit den Stammelnden, zu weinen mit den Weinenden, bald das Blau des Himmels anzustarren, bald die Erde mit einen Blicken zu durchbohren, wie die Trägen es tun, noch die wunderlichsten, sonderbarsten Sachen anzuhören, die je eines Menschen Hirn durchkreuzt haben. Mitten in dem brandenden Meere menschlicher Gefühlsgüsse sitzt der Missionar, ungerührt und unerschüttert; seine Hand bucht ruhig die Noten. Nur seine Stimme wird etwas weicher, wenn eine alte Tante, ein Großvater oder eine Urgroßmutter an die Reihe kommt, ein paar leichte Fragen helfen ihnen über die Brücke ins gelobte Land der Taufe. Auch dieser Tag geht vorüber, die Abendschatten senken sich auf die Erde, vom Missionar freudig begrüßt, denn es war ein langer, heißer, harter Tag.



V. Kraus

Maria

Am folgenden Sonntag werden die Namen der Auserwählten vorgelesen, und die Christen aufgefordert, Unwürdige dem Missionar anzuzeigen, sei es, daß sie Aergernis gegeben haben, sei es, daß andere Hindernisse ihrer Taufe entgegenstehen.

Damit ist die Sache noch lange nicht erledigt. Ein jeder der Zurückgestellten möchte den Grund wissen, weshalb er nicht zur Taufe zugelassen wurde. Manche Frauen bieten ihre heidnischen Männer auf, um noch in letzter Stunde die Zulassung zu erzwingen.

Nun beginnt die nähere Vorbereitung. Kleider müssen gekauft, der Pate muß ausgewählt, der bestklingende Name muß ausgedacht und die fernwohnenden Verwandten müssen benachrichtigt werden. Drei Tage vor dem Tauffeste beginnen geistliche Uebungen: Predigt, Beichtunterricht, Gebet, und Einführung in die Taufzermonien wechseln tagsüber ab. Ein tiefe Ruhe und Freude liegt auf aller Augesicht. „Wie gut und schön ist es, wenn Brüder beisammen wohnen." Geistliche Uebungen sind sehr beliebt bei den Basutos, nur mit schwerem Herzen trennen sie sich von der Missionsstation. „Es war schön," sagen sie, „wir glaubten schon im Himmel zu sein." Wir geben denn auch unsern Christen häufig Gelegenheit, die Vorteile solcher Uebungen zu genießen, und haben Männer-, Frauen- und Kinderexerzitien.

Unsere Tauffeste finden seit einigen Jahren an Wochentagen statt, um den benachbarten Missionaren Gelegenheit zu geben, die Feier durch ihre Gegenwart zu erhöhen und einen Teil der Täuflinge zu übernehmen. Bei der hohen Zahl — oft bis 160 — würde ein Missionar nichts ausrichten, und die Tauffeier würde sich stundenlang hinziehen.

Draußen in den Dörfern ist man nicht müßig geblieben. Die Verwandten sind angekommen. Die Kochtöpfe summen, und in den großen Bierkrügen gärt das köstliche Naß, dessen Blasen aufsteigen und wieder zerspringen. Der Arme stößt das Schlachtmesser in den feistesten Hammel seiner Herde, der Reiche ergreift seinen Speer und schont seines schönsten Ochsen nicht. Seiner Frau oder seinem Kinde zulieb tut er es gern. Nach seiner Auffassung ist es der größte und schönste Tag im Menschenleben, da darf nicht gegeizt werden. Die eigentlichen Festessen werden auch öfters wegen augenblicklicher Hungersnot in eine spätere Zeit verlegt. Sollte der Täufling nach der Taufe sterben, so findet manchmal die weltliche Feier trotzdem statt. Der liebe Tote soll seines Festes nicht beraubt werden.

Am Morgen des großen Tages wird es lebendig auf der Missionsstation. Das Kirchlein hat seinen schönsten Schmuck angelegt. Die Wege sind geebnet, der große Taufplatz ist fein säuberlich gekehrt, Bäumchen und Fähnlein streben aus der Erde. Die letzte Hand wird angelegt; ein prüfender Blick schweift über das Ganze. Da sprengen auch schon einige Reiter im Sonntagsstaate heran, die schweißtriefenden Hengste schnaufen. Andere Gäste in großer Anzahl folgen. Nach den Reitern erscheinen vereinzelte Fußgänger, die Vorboten der langen, bunten Prozession. Ein Trupp Reiter galoppiert heran, der Häuptling an der Spitze; die Erde dröhnt. Frühzeitig haben sich die Taufpaten eingestellt, sie helfen den Täuflingen beim Ankleiden. Hier wird gezupft und dort aufgeschürzt, zwei Schritte zurückgetreten, um einen prüfenden Blick zu tun. Heute muß alles fein sitzen. Wie schön sind sie in ihren neuen Kleidern, wie hell strahlen die Augen, man kennt sie gar nicht mehr. Nun treffen die Missionare ein, ein allseitiges Grüßen und Wiedererkennen folgt.

Das Glöcklein läutet zum ersten Male. Es wird stiller; nur noch leises Gemurmel und geschäftiges Hin- und Herlaufen. Beim zweiten Läuten ordnet sich der Zug, die Knaben und Männer an der Spitze mit ihren Paten, es folgen die Jungfrauen und Frauen mit den ihrigen. Das Glöcklein läutet zum dritten Male. Ein Lied wird angestimmt, und tausend kräftige Kehlen nehmen es auf. Die Berge antworten, die Hügel senden die Botschaft zurück, und der Widerhall braust an den Felsen. Die Prozession zieht zum großen Halbkreis, den die Menge gebildet hat: Christen, Heiden, und Protestanten, die Häuptlinge auf ihren Ehrensitzen. Das Eingangslied: „Im Namen des Vaters, und des Sohnes und des hl. Geistes wird gesungen. Der Festredner tritt auf die Kanzel; seine Stimme klingt freudig und einladend. Gespannt lauschen die Heiden, Neugierde hat sie hierher getrieben; ein Samenkörnlein wird in ihr Herz gelegt. Möge es aufgehen und die Frucht der Bekehrung bringen! Die schönen Tauſzeremonien für Erwachsene verlaufen in großer Ordnung und Andacht, ein Missionar erklärt sie; ein paar Strophen eines Taufliedes werden bei Gelegenheit eingeflochten.

Der große Augenblick naht, die Täufling werfen sich zur Erde nieder, das schöne Lied der Reue klingt über sie hinweg. Dann fließt das erlösende Wasser über die Stirne der Glücklichen und **„Ke mokreste,** Ich bin ein Christ!" singt die Menge.

Die heilige Messe, Erstkommunion, Aufnahme von Heiden unter die Taufbewerber und Segensandacht beschließen die kirchliche Feier. Verwandte und Freunde drängen sich nun heran. „Gelobt sei Jesus Christus!" rufen sie den neuen Christen zu. Die Antwort kommt zögernd zurück: „Und die unbefleckte Jungfrau Maria." Sie sind diesen Gruß noch nicht gewohnt. Als Taufbewerber grüßten sie mit den Worten: **„Maria nthapelle,** Maria, bitte für mich!" Der Gegengruß lautet: **„Jesu a u bontse,** Jesus zeige Dir den Weg!"

Buntes Durcheinander, Rufen und Schreien. Gruppen bilden sich. Fleischschüsseln kommen zum Vorschein. Dickleibige Bierkrüge stellen sich stramm in Reihe und Glied. Wir Missionare flüchten ins Missionshäuschen. Die Eindrücke des Tages werden ausgetauscht; man freut sich, wieder einmal unter Seinesgleichen zu sein für ein Stündchen oder zwei. Dann wird aufgestaltet. Draußen geht der Lärm weiter, erst gegen Abend tritt Ruhe ein. Die Täuflinge sind mit ihren Paten geblieben, um morgen der Danksagungsmesse beizuwohnen. Die Taufe hat sie fürs ganze Leben vereinigt. Der Basuto hat eine hohe Auffassung von der Verpflichtung, die er seinem Taufkinde gegenüber eingegangen ist. Er überlegt es sich lange, bevor er zustimmt, jemanden aus der Taufe zu heben. Die Paten sind die großen Ehrengäste beim Festessen. Das Taufkind nennt sie Vater und Mutter. Sie haben die Pflicht, zu ermahnen und zu tadeln und ihr Kind in Krankheiten zu besuchen.

Mögen die jungen Christen tapfer bleiben und glaubensmutig, wenn sie morgen wieder heimziehen; mögen sie niemals den großen Schwur vergessen, den sie im Angesichte Gottes getan: „Ich widersage dem Teufel und all seinen Werken und all seiner Pracht."—

Und wenn die Sonne am folgenden Morgen aufgeht, tritt das nüchterne Leben mit seinen Mühen und Beschwerden von neuem an den Glaubensboten heran. Viele sind getauft worden, Hunderte harren noch auf ihre große Stunde. Von neuem muß der Unterricht aufgenommen werden, von neuem muß der Missionar sorgen, mahnen, prüfen, auswählen, beten und ringen. Doch ist es nicht die Arbeit, die er fürchtet; mit Entzücken gewahrt der Schnitter das schwerwogende Aehrenmeer, wenn es nicht an rührigen Händen gebricht. Groß ist die Arbeit im Basutoland, aber, gütiger Herr der Ernte, wann wirst du die Schnitter senden, auf die wir so lange warten?

Lobe deiner Lebensgefährtin häusliche Tüchtigkeit und Arbeitsfreude, und bald wirst du den Segen, der auf dich zurückströmt, innewerden.

Raubt der Tod die Mutter, so reißt er damit das Herz aus der Familie heraus.

Das Oblatenkreuz

Ueberall in der Welt trifft man Männer, die dieses Kreuz auf ihrer Brust tragen. Es ist das Kreuz der Oblatenmissionare. Das Kreuz, dem die Mitglieder des Marianischen Missionsvereins helfen, die Lehre Christi in aller Welt zu verbreiten.

Sehr viele unserer Leser sind dem Marianischen Missionsverein beigetreten. Jeden Tag wird eine heilige Messe für alle Mitglieder gelesen. Vor dem hochheiligen Pfingstfeste las der Direktor des Marianischen Missionsvereins noch neun besondere heilige Messen in der Meinung der Mitglieder. Es haben uns so viele Leute geschrieben und ihr Leid geklagt, daß wir im Monat Juni noch einmal eine Meß-Novene in ganz besonderer Meinung der Mitglieder des Marianischen Missionsvereins abhalten werden. Diese Meß-Novene beginnt am Sonntag den 13. Juni. Sie wird zu Ehren des heiligsten Herzen Jesu abgehalten werden.

Wiederum möchten wir alle unsere Mitglieder bitten, während dieser neun Tage wenn möglich wenigstens einmal die heilige Kommunion zu empfangen, ganz gewiß aber mit uns zu beten. Schließt alle eure Nöte und Sorgen in die Meß-Novene ein, und überlaßt alles andere dem Herrn und seiner reinsten Mutter.

Betet für den Missionsverein. Werbet neue Mitglieder, damit recht viele Menschen an dem großen Segen teilnehmen können, der durch diesen Missionsverein sich über uns alle verbreitet.

Werbet neue Mitglieder, **damit unserem Missionswerk geholfen werde.**

Nächsten Monat bringt der Marienbote wieder eine besondere Missionsverein-Beilage.

Helft dem Missionskreuz!

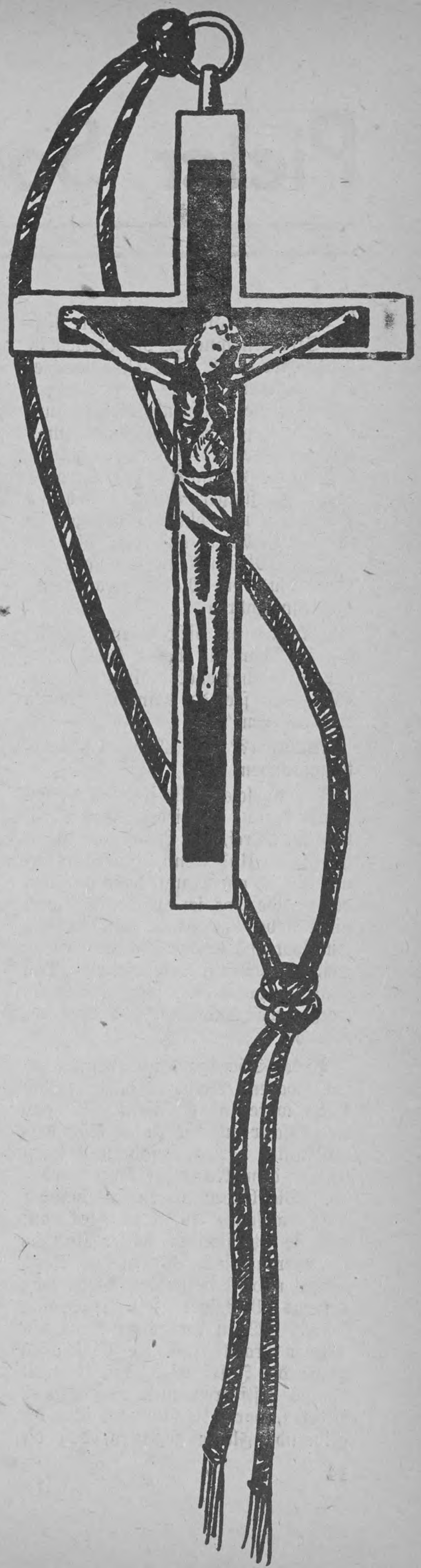
The Missionary Cross

Wherever you travel you will meet some Catholic priest carrying this crucifix. It is—The Missionary Cross of the Oblate Fathers of Mary Immaculate. With this sign—"THE GOSPEL IS PREACHED TO ALL NATIONS." Our members of the Missionary Association of Mary Immaculate, because they are Lay Oblate Missionaries, render by prayer and sacrifice services of the greatest importance to preach the gospel of Christ in all the world, of which this OBLATE CROSS is an external sign.

Many of our readers have become members of the Missionary Association already. They have expressed their appreciation for the Novena of Masses which their director of the Association has said for their intention during the nine days before Pentecost. The masses were said in addition to the daily masses ordinarily said for the members of the Association.

We have decided to have another such Novena of Masses during the month of June for the special intentions of the members of the Missionary Association. It will be held in honor of the Sacred Heart of Jesus and will begin on the 13th of June. Will you remember this date? And could you possibly receive Holy Communon at least once during the Novena? In your novena prayers could you perhaps remember the Oblate Missions?

We want to help you in your daily trials, because we know that you want to help us in our Oblate Missionary Work. You can do so by praying and offering sacrifices for the Oblate Missions — and by helping us to enroll new members into the Missionary Association of Mary Immaculate. You yourself know how small the obligations are and how great, in comparison, the spiritual returns! Next month the Marienbote will publish another special bulletin for the members of the Mssionary Association. Perhaps you can interest someone in the Association by passing it on after you have read it. Help us to win new members!



Pieter Soevengard

Erzählung von Leopold Miller

Die Sonne ging unter. Ihre letzten Strahlen tauchten die Wolken in flammende Glut. Die Flammen fielen hernieder auf das Wasser, zogen eine blutrote, leuchtende Straße zum Strande, gegen dessen sandige Dünen leise plätschernd die Wellen spülten und zurück verrannen. Am Strande stand ein junger Bursche in hohen Seestiefeln und blauem Anzuge, die schottische Mütze auf den blonden Haaren. Neben ihm ein junges frisches Ding, ein Mädchen von kaum fünfzehn Jahren.

„Morgen um diese Stunde, Anne, bin ich schon auf hoher See. Hei, wie ich mich freue! Hinaus in die Welt — fremde Länder, fremde Städte sehen!"

„Morgen?" Das Mädchen schauerte zusammen.

Der Bursche fühlte ihren Schmerz. „Bald komme ich wieder, Anne," tröstete er. „Drei, vier Jahre, wie fliegt die Zeit. Und wenn ich wiederkomme, bin ich ein Mann, baue mir von dem Gelde, das ich auf der See verdient habe, ein Haus, zimmere mir ein Boot und nehme Dich zum Weib. Hei, das soll ein Leben sein!" Das Mädchen antwortete nicht. In ihrem Herzen war nichts als das Weh der Stunde.

Pieter Sövengard und Anne Ohlsen waren Nachbarskinder. Ihre Väter waren arme Fischer. Es gab nur Fischer auf der Insel. Kümmerlich, unter harten Gefahren, trotzten sie alle dem Meere ihr karges Leben ab. Die beiden waren miteinander aufgewachsen. Auf dem Fleck, auf dem sie jetzt standen, hatten sie miteinander gespielt, Burgen aus Sand gebaut und sie verteidigt. Pieter war Annens Beschützer, seit sie denken konnte. Wenn der rauhe Nord den Winter brachte und die Eisschollen gegen die Insel trieb, daß sie weit hinaus festfroren und eine Mauer bildeten, waren sie jauchzend über die glitzernde Fläche geglitten, daß die Röcke der Kleinen sich bauchten und ihre blonden, langen Zöpfe im Winde flogen. Und abends saßen sie in Jan Sövengards Hütte um den warmen Kachelofen, und während der Sturm von der See herein das Haus umheulte und an den Läden rüttelte, lauschten sie auf des Alten Erzählungen von seinen Fahrten auf dem Weltmeere und spannen sie weiter. So vergingen ihnen die Jahre wie ein Sommertag. Und morgen pochte das Leben zum ersten Male an die Tür ihrer Jugend. Schweigend gingen sie langsam den Weg zurück nach dem Dorfe. Vor dem Hause von Annens Vater blieben sie stehen.

„Anne, in vier Jahren bin ich wieder hier, und dann —"—„Und dann?" — „Du weißt es." — „Ja, ich weiß es." Vertrauend sah sie zu ihm auf.

Vier Jahre waren ins Land gegangen, als ein schmuckes Segelboot auf die Insel zusteuerte. Ein junger Matrose lenkte geschickt das Fahrzeug. Sehnend blickte er hinüber nach dem Lande, über dem die Sonne lag. Plötzlich glitt ein Zug des Staunens über sein Gesicht. Die eine Hand beschattete die Augen. Gespannt sah er nach dem Strande. Dort kribbelte eine Menschenmasse imSande, der sich hoch auftürmte. Eiserne Werkzeuge hoben und senkten sich und glitzerten im Lichte. Schwere Hämmer beweg-

Das Ave am Weg

Ein Bildstock am Hage, zwischen Wiesen und Wald,
Ein Ave Maria am Wege.
Grau ist schon der Stein, vermodert und alt,
Umschlungen von Efeu und Rebe.
Versponnen von Flechten, umgrünet von Moos,
Zernagt von dem Zahne des Alters,
Umturnt von den Früchten der wilden Ros',
Umspielt von Libelle und Falter.
Nur die Betbank davor aus granitem Gestein,
Ist blankgekniet von den Frommen,
Die seit Menschendenken jahraus, jahrein,
Zum Ave am Wege kommen.
Um all ihre Sorgen und all ihren Schmerz
Der Himmelsfrau hier zu klagen,
Und was halt sonst bedrückt ein Herz,
Ihr kindlich vertrauend zu sagen.
Sie flechten um ihre güldene Kron'
Kränze aus Raden und Wicken,
Sie bringen Rosen und wilden Mohn,
Ihr Ave am Wege zu schmücken.
Und Jedem war's, der einmal kam,
Zu verweilen hier im Gebete,
Daß von der Seele die Sorgen ihm nahm
Das Ave Maria am Wege.

B. Ehmann.



A. Adam

Bergauf

ten sich von Dutzenden von Händen in Gang gesetzt in die Höhe, fielen im eintönigen Gleichtakte herab und rammten Pfähle in das Wasser. Baracken standen am Strande. Pieter ließ die Segel vom Winde vollschießen und hielt näher. Er suchte nach einem Platze zum Landen. Da er keinen fand, steuerte er auf die Pfähle zu. Ein Arbeiter erschien auf der Düne. Er hob abwehrend die Hand. „He da, junger Mann, hier ist das Landen verboten!"

Pieter kehrte sich nicht daran. Flink kletterte er an einem der Pfähle indie Höhe, sprang in den weichen Sand und zog sein Boot ans Land.

„Was wollt Ihr hier?" schrie ihn eine rauhe Stimme an. — „Hier an Land gehen, wie Ihr seht." —„Habt Ihr nicht gehört, daß da keine Landungsstelle ist?"

Der barsche Ton brachte Pieters Blut in Wallung. „Der Strand ist frei, Herr. Habt Ihr ihn gepachtet?" — Eine Röte des Zornes flog über das Gesicht des Mannes. „Frecher Bursche!" Er trat auf ihn zu. — „Herr!" Pieters Stimme zitterte. „Ihr scheint hier der Meister zu sein, aber ich, ich bin nicht Euer Arbeiter. Ich bin Pieter Sövengard, wenn Ihr es wissen wollt, und wenn Ihr mich beschimpft—" Der andere lachte. „Also Ihr seid Pieter Sövengard? Gut. Ich bin Ingenieur Drontheim, merkt Euch das für später. Hier befehle ich, verstanden. Und nun geht! Wir haben keinen Platz für Müßiggänger." Kurz wandte er sich um und schritt wieder auf seine Leute zu.

Pieter sah ihm nach. Was hatte er getan, daß man ihn beschimpfte? Eine tiefe Empörung quoll in ihm auf, zugleich aber noch ein anderes, das er sich nicht deuten konnte, ein Gefühl, als ob dieser Mann sein Schicksal sei, das über ihn hereinbrechen würde, unaufhaltsam, unabwendbar. Nachdenklich ging er weiter. Je näher er dem Ort kam, desto mehr wuchs sein Erstaunen. Wie hatte sich alles verändert! Die armseligen Hütten waren schmucken Häuschen mit kleinen Vorgärtchen gewichen. Ein neues Kirchlein mit spitzem Turm krönte den freien Platz in der Mitte. An der Außenseite der Insel standen der Reihe nach langgestreckte Schuppen. Ein Geruch von getrockneten Fischen erfüllte die Luft. Auch seines Vaters Hütte war zu einem Häuschen mit grünen Läden geworden. Nachbar Ohlsens Heim aber war noch stattlicher und hatte zwei Stockwerke.

„Mutter!" Er lag an ihrem Herzen. „Junge, mein Junge!" Jan Sövengard kam aus dem Haus und drückte Pieter die Hand. Freudig erregt dampfte er aus seiner Kalkpfeife, daß es qualmte. Und dann hub, während die Mutter dem Sohne auftischte, was Küche und Keller bargen, ein Fragen und Erzählen an. Als Pieter aber selbst zu fragen begann, kehrte ein Name wieder und immer wieder, der Name Drontheim. Vor etwa drei Jahren war er von Hamburg herübergekommen, um seine Nerven in der salzigen Luft der Insel zu stärken. Erholung hatte er gesucht, ein Ausruhen, und war doch tatkräftiger gewesen als sie alle. Zum Führer war er ihnen geworden. Er hatte erkannt, was ihnen fehlte: ein Zusammenhalten, ein gemeinsames Handeln. Da hatte jeder für sich allein gearbeitet, seinen Fang auf den Markt gebracht, mit den Händlern gefeilscht und um einen Spottpreis seine Ware abgeben müssen. Mit klaren Worten hatte ihnen Drontheim gezeigt, wie töricht sie handelten. Die harten Köpfe hatten sich gebeugt und eine Genossenschaft gegründet. Aber Drontheim tat noch mehr. Er schoß Geld vor, baute Schuppen zur Lagerung der Fänge. Was nicht frisch auf den Markt gebracht wurde, wurde in den Schuppen zu Konserven verarbeitet und versandt. Das Geschäft blühte; schon begann es einen Ruf zu erhalten. Drontheim war die Seele des Ganzen. Willenlos beugten sie sich seinen Befehlen, sahen in ihm ihren Herrn. Er war oft rauh und heftig, aber keiner murrte gegen ihn.

Nun baute er auch noch den Damm. Im ersten Jahre, als Pieter fort war, hatte eine Sturmflut, wie schon einmal, die Insel überschwemmt und Verheerungen angerichtet. Dem mußte abgeholfen werden. Seit Monaten arbeiteten nun die Italiener, die Drontheim von Hamburg hatte kommen lassen, an dem Werke. Bald war es vollendet. Dann waren sie auch gegen die See geschützt und konnten sich ohne Bangen des wachsenden Wohlstandes freuen.

Pieter lauschte mit Verwunderung. Es gefiehl ihm. Er empfand Achtung vor dem Manne, trotz des Schimpfes, den er ihm angetan. Nun wollte er aber hinüber zu Ohlsen und Anne be-

grüßen. Als er davon sprach, sah ihn der Vater eigen an; die Mutter legte verstohlen den Finger auf den Mund. „Anne Ohlsen ist in Hamburg, Pieter." — „In Hamburg?" — „Ja, Junge, die ist ein feines Mädchen geworden." — „Was tut sie in Hamburg?" — „Lernen, Junge; sie geht da auf so 'ne Schule für junge Mädchen, wo man ausgebildet wird." — „Wozu braucht sie das?" — Vater Sövengard zuckte die Achsel. „Was weiß ich, Junge? Hendrik Ohlsen war immer ein Schlaukopf, der die Nase nach dem Winde drehte. Wird Anne vielleicht ins Geschäft nehmen. Er ist ja die rechte Hand des Ingenieurs."—„So!" Pieter dachte nach. Er mußte sich das alles erst zurecht legen, es war zuviel auf einmal. Ein Verdacht stieg in ihm auf. „Der Ingenieur kommt wohl viel zum Nachbar?" — „Ja, ja, Junge, täglich." Dann schwiegen sie alle drei.

Pieter ging nicht zum Nachbar Ohlsen hinüber. Das hatte ja nun Zeit, da Anne nicht zu Hause war. Am Nachmittag machte er einen Gang durch den Ort. Ueberall schüttelte man ihm die Hände. Man frug nach seinen Reisen, und er mußte erzählen. Und sie erzählten wieder. Und auch bei ihnen kehrte immer wieder eine Rede und ein Name, der Stolz über ihren Wohlstand und der Name Drontheim.

„Jens!" — „Pieter, wieder hier?" Ein Schulkamerad kam auf ihn zu. Sie schüttelten sich die Hände und tauschten ihre Erlebnisse aus. „Hast Du Anne schon gesehen?" — „Nein, Jens, sie ist in Hamburg." Jens pfiff leise durch die Zähne. „Will wohl eine ganz Herrische werden, damit sie zu ihm paßt?" — „Zu wem?" — „Zu wem sonst, als zum Ingenieur? Ist ja seine Braut. — Pieter, was hast Du?" — „Nichts." — Pieter wandte sich ab, es flimmerte ihm vor den Augen. — „Adjüs!" Jens sah ihm kopfschüttelnd nach, wie er schwankenden Ganges dem Strande zuschritt.

Pieter war es, als ob ihm jemand eine tiefe Wunde geschlagen hätte, an der er sterben würde. Aber er starb nicht. Ein Gedanke faßte in ihm Wurzel: er mußte Anne sprechen. Es konnte nicht sein, daß sie ihn verraten hatte. Man hatte sie gezwungen Ja, gewiß, so war es. Der Reichtum



L. Kraus

Der Dieb

Drontheims hatten den alten Ohlsen geblendet, und Anne war das Opfer. Nun haßte er den Ingenieur. Er wich ihm aus. Wenn sich aber ihre Wege kreuzten, maß er ihn herausfordernden Blickes. Der lächelte höhnisch oder sah ihn von oben herab an, daß es in ihm kochte. Sie waren Feinde, Feinde um ein Mädchen.

Eines Tages war Anne wieder zurück. Von dieser Zeit an ging Pieter täglich an den Strand. Stundenlang verblieb er an der Stelle, wo er von ihr Abschied genommen, als er zur See ging. Wenn sie ihn noch liebte, mußte sie hierher kommen. Sein Glaube daran war stark wie ein Felsen. Hier erhob sich nun der Damm, das Werk seines Feindes. Es war fertig. Aber wie Pieter auch wartete, Anne kam nicht.

Eines Abends stand Pieter wieder am Strande. Es war ein finsterer Abend. Von Hamburg her waren Sturmwarnungssignale gekommen. Der Wind heulte. Die Wasser stießen gegen den Damm, als ob sie ihn mit Gewalt durchbrechen wollten. Heute sollte das Werk sich erproben. Dreimal hatte Drontheim schon Arbeiter gesandt, um nachzusehen. Später wollte er selbst kommen. Ein Fest hielt ihn ab. Heute feierte er Verlobung mit Anne Ohlsen. Pieter wußte es. Finster schaute er hinaus auf das dräuende Meer. Wie es brandete und flutete! Wie es gegen das Bollwerk schlug! Unheilvoll, lechzend, mit gierigen Zungen. Die Flut stieg von Minute zu Minute. Pieter sah es. Das Tosen der Elemente tat ihm wohl. Auch in ihm tobte es. Da draußen war ein Zerstörer, ein Hasser wie er. Wenn er hereinbrechen würde, — keine Hand wollte er rühren. Mochte alles zugrunde gehen, der Verhaßte und sein Werk. So stand er stundenlang und freute sich, daß der Sturm mit wildem Jauchzen immer kräftiger die Wellen heranschleuderte.

Plötzlich horchte Pieter auf. Was war das? Ein leises Spülen des Sandes, ein Rieseln. Ueberflutete das Wasser den Damm? Seine Augen suchten die Dunkelheit zu durchdringen. Es gelang ihm nicht. Er trat näher. Da — nun sah er es. Das Wasser hatte den Damm unterspült, schon flutete eine Welle durch die Oeffnung und erweiterte die Breche. Hilfesuchend sah sich Pieter um. Sein

Haß war verflogen. Da lagen Balken und Säcke. Nun schnell einen Verhau gemacht. Er schleppte sie keuchend herbei und arbeitete fieberhaft. Das Wasser brachte ihn zu Fall, es leckte an ihm empor, er achtete es nicht. Da riß ihn eine Hand rauh zurück. Er taumelte. „Schurke! Was machst Du hier? Der Damm — Du hast ihn durchstochen!" Der Ingenieur stand zornglühend vor ihm.

„Schurke?" Heiser klang Pieters Stimme durch das Heulen des Windes. Er sah die Augen seines Feindes. Und da schoß die Flamme des Hasses wild empor und raubte ihm die Sinne. „Ha, endlich!" Ein Faustschlag traf die Stirn Drontheims. Sie wälzten sich beide auf dem Boden im vernichtenden Kampfe. Und die Fluten spülten über sie dahin. — —

Als Pieter wieder zur Besinnung kam, lag er zu Hause in seinem Bette. Von Zeit zu Zeit sah seine Mutter mit sorgenvollem Gesichte in die Stube. Und dann schloß er die Augen. Er wollte nicht sprechen. In seinem Kopfe war ein düsteres Gewölk, aber langsam kehrte die Erinnerung. Als seine Mutter auf einen Augenblick das Haus verließ, kleidete er sich wie ein Träumender an und schlich hinaus. Hin zu dem Strande zog es ihn. Der Damm war hinweggepült. An der Stätte seiner Liebe, seines Hasses wälzten sich gelbe Fluten. Und an der gleichen Stelle wurde er verhaftet und in das Gefängnis des Amtsgerichtes eingeliefert.

Nach Wochen fand die Gerichtsverhandlung statt. Pieter beteuerte seine Unschuld. Umsonst. Die Aussagen Drontheims, seine Feindschaft wegen Anne zeugten gegen ihn. Das Verdikt lautete auf zwei Jahre Zuchthaus. Es strich ihn aus der Gesellschaft der Ehrlichen. —

An einem Abende, sechs Jahre später, heulte wieder der Weststurm um die Insel und wälzte die Wogen mit weißen Schaumkämmen vor sich her. Am Himmel peitschte er die Wolken mit grausamer Geißel wie eine Herde schwarzer Schafe vorwärts. Draußen auf der See kämpfte ein Schoner mit den Wellen. Das Tauwerk schlug. Die Stängen ächzten. Stöhnend bogen sich die Masten unter der blähenden Wucht des Windes, der in die Segel fuhr, daß das Tuch in Fetzen zu gehen drohte. Aber das Schiff fühlte seine Kraft und hielt.

Auf dem Achterdeck neben dem Matrosen am Steuer stand Pieter Sövengard, der Kapitän des Schoners. Schweigend sah er auf die Wellenberge. Hart und eisern waren seine Züge geworden. Keine Miene seines Antlitzes zuckte. Er liebte den Sturm, wie man eine Erinnerung liebt, die sich mit eisernem Griffel in das Wachs des Lebens geschrieben, die keine Erdenmacht, keine Stunde der Freude verwischen kann. Und Pieter Sövengard zehrte an einer solchen Erinnerung. Sein Todfeind lebte noch. Er war glücklich, sein Haus blühte. Pieter aber war ein einsamer Mann, der das Lachen verlernt, der fast nie sein Schiff, das er sich nach und nach erworben, verließ. Die Leute munkelten, daß er Schmuggel trieb. Aber offen wagte es keiner zu sagen. Pieter ging nach dem Vordeck.

„Halt gut Ausguck, Karl." — „Ja Kapitän. Da ist ein Licht seitwärts." — Pieter setzte das Fernglas an. „Scheint ein Segler zu sein." — „Ja — und bei den Klippen. Ist verteufelt nahe." — „Holla, was ist das? Eine Rakete! — Noch eine! — Der ist in Not." Gespannt sahen beide in die Nacht hinaus. Nun tönte der Schall eines Schusses herüber. Pieter rief dem Manne am Steuer ein Kommando zu. „Alle Mann an Deck!"

Aus dem Mannschaftsraume kamen die Leute. Die Segel wurden gebraßt, und kreuzend hielt der Schoner auf das fremde Fahrzeug zu. Immer näher kam er. Pieters Augen brannten. Todesblässe überzog sein Gesicht und wechselte mit fiebernder Röte. Die Nägel seiner Finger krallten sich in das Tauwerk. Das drüben war Drontheims Jacht, und er war an Bord. Er kam von Kiel. Die Jacht saß auf den Klippen. Die Wellen schleuderten sie auf und nieder. Wie lange noch und sie würde zerschellen! Ha! Nun kam die Stunde der Vergeltung! Hei! Nun kam der Haß! Und er wollte ihn auskosten bis auf die Neige. Aug' um Aug', Zahn um Zahn! Vor seinen Augen würde er, sein Feind, mit den Wellen kämpfen, er würde die Arme flehend in die Höhe strecken: Hilfe, hilf! Und vor seinen Augen sollte er elendiglich ertrinken. Aug' um Aug', Zahn um Zahn!

„Halt die Segel voll!" Jauchzend klang sein Ruf. Und als verstünde er seinen Herrn, schoß der Schoner dahin. Immer näher. Es war so, die Jacht war in höchster Gefahr. Sie saß fest. Welle um Welle spülte über Bord. An Deck sah man dunkle Gestalten. Sie hatten sich im Takelwerke festgebunden. Nun schöpften sie neuen Mut, die Rettung nahte.

„Hilfe, Hilfe!" Pieter zuckte zusammen. Es war Drontheims Stimme. „Frag, wer sie sind," herrschte er einen seiner Leute an. — „Wer seid Ihr?" — „Ingenieur Drontheim mit seiner Jacht!" tönte es zurück. — Da hielt Pieter die Hand an den Mund: „Drontheim? Ha, ha, hier ist Pieter Sövengard!" — Einen Augenblick war es still. Nur der Sturm heulte und klapperte in den Wanten. Und wieder ertönte der Ruf: „Hilfe, Hilfe!" Und wieder hielt Pieter die Hand an den Mund zum Schrei: „Hilfe für Drontheim? Hier steht Pieter Sövengard!" Und dann riß er das Steuer herum, daß der Schoner knapp vor der Jacht aufkreuzte. Die Gesichter seiner Leute wurden bleich vor Angst, er bemerkte es nicht.

„Die Segel herum!" Wieder kreuzte er auf. Ganz nahe. Vor seinen Augen mußte Drontheim zugrunde gehen. Erst dann war der Brand gelöscht, der in ihm wohnte. — Da flammte wieder eine Rakete auf. Ihr rotes Licht beleuchtete einen Augenblick das Deck der Jacht. War es denn höllischer Spuk? Anne? Sie war an Bord? Unmöglich! Pieter atmete tief. Einen Moment kämpfte er. Ha, auch sie hatte ihn verraten.

„Hilfe! Hilfe!" Herzzerreißend klang es und ging Pieter durch Mark und Bein. Sie war es. Da sprang er auf das Steuer zu, er griff in die

Hausinschrift

Geh' ohne Stab nicht durch den Schnee,
Geh' ohne Steuer nicht zur See,
Geh' ohne Gottes Geist und Wort
Niemals aus deinem Hause fort.

Speichen und drehte wie ein Wahnsinniger. Die Segel flatterten im Winde und schlugen. Und dann füllten sie sich wieder, hoch auf bäumte sich der Schoner und schoß voran. Ein Krachen, und der Klüver bohrte sich in die Jacht.

Mit einem Satze war Pieter an Deck des Wracks und eilte auf die Schiffbrüchigen zu. „Anne!" Er riß sie in die Höhe und zog sie an seine Brust. Bewußtlos lag sie in seinen Armen. Und während die Fahrzeuge aneinandergepreßt hin und her rollten, daß sie sich gegenseitig im tödlichen Kampfe zersplitterten, trug er sie hinüber auf den Schoner. Ihm nach drängte die Besatzung der Jacht; hilfreiche Hände streckten sich ihnen entgegen. Nur einer fehlte noch, Drontheim. Er, sein Todfeind. Warum zögerte er? Mochte er zugrunde gehen! Noch einmal kämpfte in Pieters Brust der Haß einen wilden Kampf mit dem Engel des Verzeihens. Nur sekundenlang war es, das Gute siegte.

„Kapitän, Ihr könnt nicht mehr hinüber!" — „Zurück, das Wrack treibt ab!" Er hörte die warnenden Worte nicht mehr, schon kletterte er mit Todesverachtung den Klüver entlang. Wieder stand er an Deck der Jacht. Im Dunkel tastete er vorwärts. „Drontheim, Drontheim!" Der Sturm übertönte seine Schrei. Da — da lag er, bleich, regungslos dahingestreckt. Aus einer Wunde am Kopfe sickerte das Blut und färbte die Planken. „Drontheim!" mit fiebernder Hand löste Pieter das Tau, an dem der Verwundete festgebunden. Drontheim öffnete die Augen. Ein irrer Blick richtete sich auf den Arbeitenden, dann huschte ein Erkennen über sein Gesicht. Ein heiseres Flüstern entringt sich seinen blassen Lippen: „Sövengard — Ihr? — vergebt!" — „Haltet Euch fest — macht schnell!" Pieter keucht es hervor. — Laßt mich — ich — ich bin — zu Ende." — Da nahm Pieter ihn wie ein Kind in seine Arme und trug ihn im Laufschritt dahin. Als er ihn aber auf das Deck des Schoners niederlegte und sich über ihn beugte, sah er in das Antlitz eines Toten. Und in diesem Augenblicke löste sich der Schoner mit gewaltigem Krachen



A. Egger-Lienz

Zur Freiheit

von der Jacht und trieb im Sturm dahin, selbst ein Wrack.

Ein Jahr ist seit jener Schreckensnacht vergangen. Vor dem Hause Drontheims sitzt Anne, seine junge Witwe, vor ihr spielt im Sande ein lockiger Knabe. Sinnend blickt sie in die Weite. „Warum kommt Onkel Pieter so lange nicht, Mütterchen?" fragt plötzlich sich aufrichtend der Kleine und verzieht den Kindermund zu einem Schmollen. „Er hat mir versprochen, mit mir zu spielen." — „Bald kommt er, mein Junge." Ihre Hand streicht kosend über die Locken des Kleinen, ein sonniges Lächeln verklärt ihre Züge.

Ja, er kam, und mit ihm das Glück. Sie wußte es. Wie ein böser Traum war alles gewesen, und nun kam das Ende.

Als damals Pieter sie mit dem Schoner glücklich ans Land gebracht, war sie in eine lange Krankheit verfallen. Wochenlang schwebte sie zwischen Tod und Leben. Sie wußte nichts davon, wie die Heldentat Pieters wie ein Lauffeuer durch die Insel ging, wie der einst gemiedene Mann mit einem Schlage zur Berühmtheit wurde, wie man sich an ihn drängte, um ihm die Hand zu drücken, und wie sich Pieter scheu von allen diesen Ehren zurückzog. Sie alle hatten ihn einst geächtet, ihn, den Unschuldigen. Und wenn sich nun auch Stimmen erhoben, die an seiner Schuld von damals zweifelten, er blieb entehrt. Keine Tat der Welt konnte das verwischen.

So ging er nach wie vor den Leuten aus dem Wege. Bald war sein Schoner wieder seetüchtig, und er nahm sein früheres Leben wieder auf. Da draußen auf der See war ihm wohl. Da fiel all das Hassenswerte von ihm ab. O, er hätte auch die Erinnerung an sie, an Anne, aus seinem Herzen reißen können! Aber er konnte es nicht. Wenn er nachts heimkehrte, umschlich er sehnend Drontheims Haus und horchte furchtsam auf jedes Geräusch, das herausdrang. Dort drinnen kämpfte sie mit dem Tode. Als sie aber außer Gefahr war, ließ er auch davon ab. Es gab kein Band mehr zwischen ihm und ihr. Sie trug den Namen desjenigen, der ihn ehrlos gemacht.

So vergingen die Tage, Anne durfte das Krankenlager verlassen, und das Leben forderte seine Rechte. Und von Tag zu Tag wurde sie kräftiger. Nur so müde war sie noch. Ein Gedanke bohrte in ihr und verließ sie nicht, der Gedanke an Pieter. Sie wußte nun, daß sie ihn noch immer liebte, aber sie wußte auch, daß zwischen ihnen beiden die Schuld stand und der Tod, und daß Pieter niemals kommen würde. Und dieser Gedanke martete sie unsäglich.

Drontheim hatte kein Testament hinterlassen, und Anne war somit die

Eulogius und der Krueppel

★ ★ ★

Eulogius oblag den freien Künsten. Da wuchs in seiner Seele die Sehnsucht nach der Ewigkeit, so daß er aus dem Weltgetriebe fortging und Hab und Gut verschenkte. Nur etwas Geld behielt er, weil er kein Handwerk konnte. Nun sann er hin und her, welche Lebensweise für ihn die beste sei; ihm sagte weder das gemeinsame Leben zu, noch kam er zum Entschlusse, ganz allein zu bleiben. Da fand er einen Krüppel, der weder Hände noch Füße hatte, und verlassen auf dem Marktplatze lag; nur die Sprache besaß er, so daß er die Vorübergehenden anbetteln konnte. Eulogius blieb stehen, besah den Armen lange Zeit und schloß im Gebete folgenden Vertrag mit Gott: „Herr, um deines Namens willen nehm ich diesen Krüppel an und pflege sein, bis er stirbt, damit auch ich durch ihn das Heil erlange. Gib mir Geduld, ihm zu dienen!" Dann trat er zu dem Krüppel hin und sagte: „Beliebt es dir, Herr, so will ich zu mir in mein Haus dich nehmen und pflegen." Der andere sprach: „Von Herzen gern." Eulogius darauf: „Soll ich einen Esel holen und dich heimführen?" Da jener zustimmte, ging er hin, holte den Esel, lud ihn darauf, brachte so den Krüppel in das bescheidene Heim und ließ ihm alle Sorgfalt angedeihen. So lebte dieser Krüppel fünfzehn Jahre. Dann ward er krank; Eulogius tat ihm alles, was man einem Kranken tun kann, badete und wusch ihn eigenhändig und gab ihm gute Kost. Aber nach jenen fünfzehn Jahren fuhr ein Teufel in den Krüppel und machte diesen Menschen so widerwärtig, daß er den Eulogius oft entsetzlich lästerte und schimpfte: „Packe dich, du schlechter Kerl! Andern hast du das Geld gestohlen und möchtest jetzt durch mich das Heil erlangen. Bring mich wieder auf den Marktplatz! Fleisch will ich haben." Eulogius gab ihm Fleisch. Gleich darauf schrie er schon wieder: „Das langweilige Leben halt ich nimmer aus; Leute will ich sehen; auf den Marktplatz will ich. Was hälst du mich gefangen? Wirf mich hin, wo du mich gefunden hast!" So wütend machte ihn der Teufel, daß er sich wohl selber den Tod gegeben hätte, wenn er nicht ohne Hände gewesen wäre. Da ging Eulogius zu frommen Männern, die gleich in der Nähe dem asketischen Leben oblagen und sagte: „Was soll ich tun? Dieser Krüppel treibt mich zur Verzweiflung. Soll ich ihn auf die Straße setzen? Ich wag es nicht; denn ich habe Gott ein Gelübde gemacht. Er verleidet mir das ganze Leben. Ich weiß mir keinen Rat." Jene sprachen: „Es lebt ja der Große noch" — so nannten sie nämlich Antonius — „zu diesem geh, nimm den Krüppel in einem Boote mit dir, bring ihn nach dem Kloster und warte, bis er aus der Wüste kommt; dann leg ihm den Fall

---

Erbin des ausgebreiteten Besitzes. Ihn für ihr Kind zu erhalten, hielt sie für ihre Pflicht, und mit der ganzen Energie des nervenstarken Inselkindes bürdete sie diese Arbeit auf ihre schwachen Schultern. Und diese Arbeit wurde ihr zum Troste. Mit Eifer ging sie daran, sich in die weitverzweigten Geschäftsverhältnisse Einblick zu verschaffen. Eines Tages saß Anne wieder in der Schreibstube, in der sie nun täglich ein paar Stunden zubrachte. Vor ihr stand der geöffnete Schreibtisch. Sie suchte nach einem Schriftstück und fand es nicht. Plötzlich hielt sie erschreckt inne. Ihre Hand hielt ein großes, graues Kuvert, das tief zu unterst gelegen war. Es trug Drontheims Schrift. Zögernd öffnete sie es und las. — — Eine Stunde verging, Anne saß noch immer regungslos, Träne um Träne netzte ihre Wangen. In dieser Stunde lebte sie ihr Leben rückwärts. Der Brief enthielt Drontheims Bekenntnis.

Draußen auf der Reede schaukelte der Schoner vor Anker, als ein Boot vom Lande abstieß und auf das Fahrzeug zu hielt. Anne saß darinnen. Sie war gefaßt. Es galt die Sühne. Pieter saß allein in seiner Kajüte. Die Tür öffnete sich, auf der Schwelle stand totenbleich Anne. „Anne, Du?" Abwehrend streckt er die Hände aus. „Warum kommst Du? Weißt Du nicht, was uns trennt?"

„Lies!" Schweigend reichte sie ihm den Brief. Pieter las. Noch einmal las er es. Seine Brust hob sich, wie wie von einer Last befreit. Er atmete tief: gerechtfertigt — frei — endlich! Sein Blick fiel auf das todblasse Weib. Anne war auf die harte Bank gesunken, den Kopf in die Hände vergraben, und schluchzte. Und wie ein Dolchstich ging es ihm durch das Herz, er fühlte die tropfenden Trännen wie glühendes Eisen. Er wurde frei, und sie? Sie stieß er hinab in den Abgrund. „Anne!" Sie blickte hilflos zu ihm auf. „Und Du?" — „Wir wollen tragen, was kommen wird, ich und mein Kind."

Da faßte er den Brief mit beiden Händen, riß ihn in Stücke, und, wie es ihm auch wehrte, mit einem Rucke stieß er das Fenster auf und schleuderte die Fetzen hinaus in die See. „Ich will nicht frei sein um diesen Preis." — „Pieter! Ich danke Dir."

Der Kies knarrte. Der Knabe horchte auf. „Onkel Pieter!" Jauchzend flog er ihm entgegen. Pieter, er war es, hob den Knaben in die Höhe und trug ihn zu seiner Mutter. Mit frohem Lächeln reichte er Anne die Hand. „Alles ist geordnet. In vierzehn Tagen bist Du mein Weib, das Weib des Verurteilten. Du hast es gewollt." — „Ja, und ich bin stolz darauf." Der Knabe schmiegte sich an ihn: „Onkel Pieter, ich habe Dich lieb."

Sie haben sich wiedergefunden. Und wenn Pieter des Toten gedenkt, geschieht es ohne Haß, denn der Tod ist der große Versöhner.

zur Beurteilung vor und handle seinem Bescheide gemäß, denn durch ihn redet Gott zu dir.“ Eulogius folgte diesem Vorschlag, lud den Krüppel in ein kleines Hirtenboot, verließ nachts die Stadt und trug ihn zu jenem Kloster, wo die Schüler des hl. Antonius waren. Am späten Abend des folgenden Tages schon kam der Große, wie Kronius erzählte. Sein Mantel war aus Tierfellen zusammengenäht. Er ging in das Kloster und fragte nach seiner Gewohnheit: „Bruder Makarius, sind etwa Brüder gekommen?“ Er sagte: „Ja.“ „Sind es Aegypter oder solche von Jerusalem?“ Antonius hatte nämlich den Auftrag erteilt: „Sieht du, daß die Gäste nicht sonderlich fromm sind, dann sag Aegypter! Sind sie dagegen sehr fromm und gesammelt, dann sage: Solche sind es von Jerusalem.“ Heute gab Makarius die Antwort: „Sie sind gemischt.“ Sagte nämlich Makarius: „Agypter sind es“, dann erwiderte Antonius stets: „Bereit ein Linsenmus und setze ihnen das vor!“ Dann sprach er jedesmal ein Gebet mit ihnen und entließ sie. Wenn aber Makarius sagte: „Die sind aus Jerusalem,“ so blieb er die ganze Nacht hindurch bei ihnen sitzen und führte Gespräche, die dem Seelenheile förderlich waren. An jenem Abend nun setzte sich Antonius und ließ alle kommen. Obgleich niemand seinen Namen angegeben hatte, rief er durch das Dunkel: „Eulogius! Eulogius! Eulogius!“ Dreimal rief er, doch der Mann aus Alexandrien schwieg; denn er war überzeugt, es gelte das einem andern Eulogius. Nun erhob Antonius wiederum die Stimme: „Dich mein ich, Eulogius, der von Alexandrien gekommen ist.“ Eulogius entgegnete: „Was befiehlst du? ich bitte dich.“ — „Was führt dich her?“ Eulogius darauf: „Der dir meinen Namen offenbarte, hat dir auch mein Anliegen offenbart.“ Antonius sprach: „Wohl weiß ich, weshalb du gekommen bist, doch sag es vor allen Brüdern, damit auch sie es erfahren!“ Eulogius sagte: „Den Krüppel da fand ich auf dem Markte und machte Gott das Gelöbnis, ihn zu pflegen in seinem Elend, damit wir beide das Heil erlangen, ich durch ihn und er durch mich. Jetzt aber nach so viel Jahren quält er mich auf unerträgliche Weise, so daß ich auf den Gedanken kam, ihn zu verstoßen. Ich begab mich deshalb zu deiner Heiligkeit, damit du mir ratest, was ich tun soll.“ In strengem Tone sprach Antonius: „Du willst ihn also verstoßen? Der ihn erschaffen hat, verstößt ihn aber nicht. Willst du das wirklich tun? Dann wird Gott einen Bessern erwecken als dich; der wird dann seiner sich annehmen.“ Da schwieg Eulogius voll Angst. Nun wandte sich der Heilige zu dem Krüppel und wies ihm mit harten Worten zurecht, indem er rief: „Armseliger Krüppel! Du bist für Himmel und Erde zu schlecht. Wie lange noch willst du dich Gott widersetzen? Weißt du nicht, daß Christus selbst dich bedient? Wie kannst du es wagen, Christus also zu schmähen? Hat nicht Eulogius um Christi willen es übernommen, dir Dienste zu leisten ,als ob er ein Sklave wäre?“ So wies er auch diesen zurecht, redete dann zu den übrigen, wie sie es nötig hatten, und wandte sich am Ende nochmal an Eulogius und den Krüppel mit der Mahnung: „Begebt euch geraden Weges heim und trennt euch nicht voneinander, sondern bleibt in eurem Hause wie bisher! Gott wird euch holen lassen in kurzer Zeit. Jene Versuchung kam über euch, weil ihr beide schon nahe dem Ende seid und bald gekrönt werden sollt. Befolget alles genau, damit euch der Engel beisammen treffe!“ Da reisten sie eilends nach Hause. Vierzig Tage darauf starb Eulogius und ehe drei weitere Tage vergingen, war auch der Krüppel tot.

Leere Plaetze!

Von Gaudenz Wolf, O. Cap.

Leere Plätze beim Gastmahl! Ein Mann, der es leisten konnte, veranstaltete ein großes Gastmahl und lud viele dazu ein. Er sandte sogar seine Diener aus, um die Geladenen zu rufen. Da kamen sie zurück, ohne Gäste, aber mit allerlei Entschuldigungen der Aufgebotenen. Der Gastgeber hat es so gut gemeint — und jetzt bleiben die Plätze an der Festtafel leer . . . Wer hätte so etwas nur ahnen können! Aber das Festmahl ist nun einmal gerüstet. So müssen die Diener nochmals auf die Suche, und zwar nach dem Volk der Landstraße, nach Bettlern und Krüppeln, nach Blinden und Lahmen. Diese lassen sich so etwas nicht zweimal sagen, und im Augenblick füllt sich der Saal, und kein leerer Platz bleibt übrig.

Leere Plätze in der Kirche. Dem Herrn der Welt geht es nicht besser als dem reichen Gastgeber im Evangelium. Wenn die Glocken am Sonntag ins Gotteshaus rufen zur Heiligung des Tages des Herrn, bleibt der eine und andere Platz leer. Ob sie wohl ihre Pflicht nicht kennen, jene, die da sein sollten? Ob sie den Glockenruf überhört haben? Wohl kaum. Aber die Gerufenen sind nicht verlegen mit Ausreden — Entschuldigungen kann man kaum sagen — und drücken sich an ihrer Pflicht vorbei. „Ich habe noch wichtige Geschäfte zu erledigen. Die 6 Tage reichen nicht aus, mit ihnen ins Reine zukommen.“ Das ist eine Sorte saumseliger Christen. — „Unser Verein (ach, es gibt deren so viele, vom Kaninchenzüchternverein bis hinauf zur Harmonienmusikgesellschaft!) macht einen Ausflug ins Blaue. Ich darf unmöglich fehlen.“ Die Folge davon, einige leere Plätze in der Kirche. — „In X. ist Fußballmatsch, ein Ländertreffen. Das muß man gesehen und miterlebt haben . . . “ — „Ich gehe heute in die Berge, das Wetter ist so verlockend . . .“ Nein, an Ausreden fehlt es nicht. Das Ungeschickte daran ist nur, daß jeden Sonntag etwas „los“ ist und daß „man“ überall dabei sein sollte . . . Der Herrgott kann warten, nein, schließlich findet man Ihn ja überall, und in Gottes freier Natur läßt es sich noch besser beten als in der dumpfen Kirchenluft. . .

Leere Plätze an der Kommunionbank. Schon mehr als 1900 Jahre

ladet Einer tagtäglich zum Gastmahl der hl. Kommunion ein: „Kommet alle zu Mir, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquicken!" Wer hätte diese Erquickung notwendiger als die Gehetzten, Geprüften, Verfolgten, Friedlosen, Sorgenden unserer Tage? Wie gut täte ihnen diese Zwiesprache mit Gott, diese Ruhepause, diese Stärkung mit dem Himmelsbrot! Aber sie lassen Ihn warten und bitten, so viele Plätze bleiben leer, selbst dann, wo die Osterpflicht sie ruft. Und immer sind es die gleichen Ausreden, die herhalten müssen. Ob sie alle aufrichtig sind? Fehlt den Saumseligen wirklich die Zeit, das Bedürfnis und der Sinn für die Interessen ihrer Seele? Wie beim Gastmahl des Evangeliums ist es wohl meist eine sträfliche Interessenlosigkeit, die sie vom Tisch des Herrn weghält. Es fehlt vielfach das Verständnis für die geistigen Werte, der Sinn für Höheres, das Interesse für die seelischen Belange. Dabei bleibt die Seele kalt und leer, allen möglichen Gefahren ausgesetzt. Es kommt nicht von ungefähr, wenn ein Mediziner unserer Tage feststellt: „Die Flut der nervösen Störungen hat in der letzten Zeit zugenommen, die Hemmungen, Minderwertigkeitsgefühle und Komplexe bedrängen nach wie vor das Menschenherz . . . Die Krankheit unserer Zeit ist die vegetative Neurose. Interessanterweise hat gerade diese Zeit der größten sozialen Fürsorge, des gesicherten Einkommens, der staatlich geregelten Arbeitszeit diese merkwürdige Krankheit erzeugt, die doch im Grunde von einer innern Unruhe und latenten Lebensangst des heutigen Menschen spricht. Der Grund dieser merkwürdigen Erscheinungen ist der, daß in der heutigen Zeit die Kultur der Seele mit den Errungenschaften der Zivilisation und der Sozialfürsorge nicht Schritt gehalten hat. Die heutige Zivilisation und Sozialfürsorge ist eine schöne Faßade, hinter der das unruhige Menschenherz vereinsamt und in stiller Not dahinsiecht." (Dr. J. Gander, in „Civilitas", Mai 1946.) Ist damit nicht deutlich gesagt, daß die Menschen die Pflege ihres Seelenlebens vernachlässigt haben? Den Arzt ihrer Seele scheinen sie nicht zu kennen, der ihnen am besten aus der seelischen Not helfen könnte.

Leere Plätze im Himmel. Als ob ich jetzt das wüßte! Ich denke mir, daß jenes Heilandswort von den vielen Berufenen, aber wenigen Auserwählten vom Himmel gilt. Und was der Heiland den selbstgerechten Pharisäern gesagt, die sich über alles Menschliche erhaben glaubten, das gehört auch den heutigen seelischen Anspruchslosen: „Wahrlich, Ich sage euch: Zöllner und Buhlerinnen kommen vor euch in das Reich Gottes. Denn Johannes wies euch den Weg der Gerechtigkeit, und ihr habt ihm nicht geglaubt. Zöllner und Buhlerinnen aber haben ihm geglaubt. Ihr habt das gesehen, wurdet aber nicht andern Sinnes" (Matthäus 21, 31). Dafür werden die Einfältigen, die Armen, die Verachteten und Hintergesetzten zum Gastmahl des Himmels geladen sein, genau so wie im Evangelium, jene, die für Gott und Seele stets Zeit gefunden haben . . . Dann werden die faulen Christen einsehen müssen, daß sie den „Frömmlern" um vieles nachstehen: „Diese sind es, die wir einst verlachten, mit Spott überhäuften, wir Toren! Wir hielten ihr Leben für Wahnsinn, ihr Ende für ehrlos!" (Vgl. Weisheit 5, 4). So werden es andere sein, die ihre Plätze im Himmel einnehmen. —

DER MESNERMICHEL

Geschichte aus Tirol von M. Buol

Das Tiroler Dorf Oberplaning beklagte einen schweren Verlust. Ueber den Mesner, welcher durch mehr denn ein halbes Jahrhundert Kirche und Sakristei in Ordnung gehalten hatte, war das Löschhörnchen des Todes gekommen und hatte sein altersschwaches Lebenslichtlein ausgelöscht. Die Oberplaninger mußten sich also einen Ersatz verschaffen, aber das war keine leichte Sache. Der Oberplaninger Mesner bezog zwar ein Jahresgehalt von rund fünfzig Gulden, und jede Taufe oder Leichenfeier trug ihm einen blanken Zwanziger ein. Er durfte auch jeden Sonntag im Widum (Pfarrhof) speisen und hatte das Recht, in der Oktave des Patroziniumsfestes von fünf bestimmten Bauernhöfen je ein Dutzend Eier zu beziehen. Aber trotz all dieser Vorteile gab sich niemand gern zum Mesner her. „Es zahlt sich nicht", erwiderte jeder, dem der Kurat die Ehrenstelle antrug.

Und in der Tat ,es zahlte sich nicht. Die Oberplaninger, deren jeder seinen Acker und Weinberg hatte, hielten ungemein viel aufs Wetterläuten, und wenn nur ein Wölkchen über der Planingerscharte heraufzog, so mußte der Mesner in den Turm. Nun konnte man es aber keinem Oberplaninger Besitzer zumuten, daß er jedem Wölkchen zulieb Schaufel und Rebmesser beiseite lege, um seinen Mesnerpflichten nachzukommen. Selbst der Flickschuster Hartl, der nebst seinem armen Häuslein nur einen winzigen Wiesenfleck mit einem Zwetschgenbaum besaß, gab dem Kuraten die abschlägige Antwort: „Es zahlt sich nicht, Herr Hochwürden!"

Ein paar Tage später aber besann sich zur großen Befriedigung des Hochwürden der Hartl eines andern. Das war der entschiedenen Willensäußerung seines Aeltesten, des zehnjährigen Micheles, zu danken, der um jeden Preis Mesnermichel werden wollte.

Der Michel war ein hübscher aufgeweckter Bub mit Wangen wie Böhmeräpfel und einem kugelrunden Gesicht, von dem man hätte meinen mögen, er müsse beständig lachen. Seltsamerweise aber lachte er fast nie. Von zarter Kindheit an hatte er einen merkwürdigen Beruf zur Mesnerei gezeigt und kaum war er stark genug, um ein Meßbuch von der Epistel- auf die Evangeliumseite zu schleppen, so hatte er dem Mesner seine Dienste angeboten. Auch hatte er sich schnell die Gunst des Alten erworben, der doch als eingefleischter

Hagestolz und erbitterter Widersacher alles jungen Blutes fast täglich seine „Firmungsreisen“ durch die Kirche antrat. Aber an Michel hätte der verbissenste Kinderfeind nichts zu rügen, geschweige denn zu bestrafen gefunden. Oft hatte sich der Mesner mit dem krummen Thomas, einem uralten Männlein, das fast den ganzen Tag in der Kirche zubrachte, über Michels Vorzüge unterhalten. Er tue alles mit Ruhe und Besonnenheit wie ein alter Mann und kümmere sich nicht viel um seine Schulkameraden und Altersgenossen. Nie lasse er das Meßbuch fallen, nie stoße er mit dem Fuße an die Glocke oder lasse Wachs auf den Altar tropfen. Auch gebe es gewiß in der ganzen Christenheit keinen Ministrantenknaben, welcher das Suscipiat Dominus so schön und deutlich spreche.

Zu Michel selber aber hatte der alte Mesner öfters gesagt: „Bub, wenn ich einmal nicht mehr bin, nachdem mußt du Mesner werden.“

Darum zog nun auch der Michel in Sakristei und Kirche ein wie in sein angestammtes Königreich. War er schon früher eine Autorität unter dem Ministrantenvolke gewesen, so trug er jetzt eine vollendete Pfarrermiene zur Schau. In dieser Hinsicht reichte der Herr Kurat bei weitem nicht an seinen rotbackigen Meßdiener heran, und dieser fand denn auch manches am Geistlichen auszusetzen. Namentlich, daß er zu ungestüm den Chorrock anziehe, wobei es nicht selten einen Krach und einen Riß gebe, daß er sich beim Dominus vobiscum zu rasch umkehre und sich dabei zu stark am Altare wetze, wodurch jedes Meßkleid zu Grunde gerichtet werde; und endlich, daß ihm schon öfters beim Asperges die Weihbrunnwedel aus der Hand über die andächtige und erheiterte Menge hingeflogen sei.

Bei jeder solchen Leistung des Kuraten zogen sich die Brauen über Michels blauen Augen ganz finster zusammen.

Zwei Jahre waren vergangen, seit aus dem Schustermichel ein Mesnermichel geworden war, und die Oberplaninger hatten allen Grund, mit der neuen Ordnung in der Kirche zufrieden zu sein. Der Schuster übersah keine Wolke, sein Weib sorgte musterhaft für die Kirchenwäsche, und Michel war einfach eine Perle. Dieses Ideal eines Mesnersohnes achtete auf jedes Stäubchen, das sich an Kirchen- und Beichtstühlen ansetzte; er kannte den Inhalt jedes Schrankes in der Sakristei; er reichte dem Geistlichen jeden Morgen das richtige Meßkleid hin, denn dem guten zerstreuten Herren wäre es ganz einerlei gewesen, an Wochentagen die Feiertagskasel anzuziehen oder umgekehrt. Aber Michel wußte alles und so oft dem guten Kuraten eine Vergeßlichkeit passierte, war der Mesnermichel bei der Hand und machte alles wieder gut.

Bei so viel Vortrefflichkeit konnte man es ihm aber gewiß nicht verargen, wenn er schließlich die Ueberzeugung gewann, daß er, der Mesnermichel, in der Kirche die Hauptperson sei.

Da kam ein glutheißer Frühsommertag. Welkes Gras, tags vorher von den Sensen niedergestreckt, bedeckte die Wiesen, und die Bauerndirnen wanderten hin und wieder und lieckerten die matten Halme. Auch in den Weingärten, wo bereits die aufbrechenden Traubenknospen süßen Duft ausströmten, ging es geschäftig her. Und lustig war man bei der Arbeit trotz aller Hitze; denn wie sollte man des reichen Gottessegens sich nicht freuen, der über die Rebengelände ausgegossen war?

Aber was war das? Im Oberplaninger Kirchturm schlug die Glocke an! Feuer? Nein, Gottlob! Jetzt begann es ordentlich drauflloszuläuten. Wetterläuten war es!

Aus Wiesen, Aeckern, Weingärten richteten sich viel hundert Augenpaare zum Sommerhimmel empor. Richtig, da drüben zog sich's zusammen — weiß frostig. Aber das war noch weit, weit fort. Andere mochten zittern, in Welschtirol mochte es wettern, nicht in Oberplaning. „Gar zu fleißig ist er mit dem Läuten, der Hartl!“ meinten lachend die Bauernburschen.

Aber der Hartl behielt recht. Näher und näher wälzte sich der Wolkenknäuel, mächtiger, drohender wurde er. In gerader Richtung auf die Planingerscharte segelte er zu.

Da hielten die Mähderinnen auf den Wiesen und die Arbeiter in den Weingärten inne und schüttelten den Kopf und meinten, das Ding sehe doch „versappert“ bös aus. Und die Frömmern falteten die Hände und flehten: „Mein Gott, Barmherzigkeit!“

„Und der Kurat nicht daheim!“ riefen mehrere.

„Der ist nie daheim, wenn's bei uns wettert!“ bemerkten andere unwirsch.

„Wegen unserem Geistlichen könnte uns alle der Tunder erschlagen, ehe er sich zu einem Wettersegen vorrichtet!“ brummte einer.

Andere entschuldigten den Geistlichen: das heutige Wetter habe wirklich niemand voraussehen können. Eine Bäuerin wußte, daß der Kurat in das kaum eine Stunde entfernte Nachbardorf Kesselheim gegangen sei, um den Pfarrer dort zu besuchen. „Werdet's sehen, er hört's Läuten und lauft heim“, meinte sie.

Das beruhigte manche. Man beschloß, die Arbeit ruhen zu lassen und in die Kirche zu gehen, um den Wettersegen nicht zu versäumen, wenn der Priester käme.

Bald war die Kirche mit Andächtigen gefüllt. Droben im Turme aber läuteten die Glocken mit Macht. Es waren Angst- und Hilferufe. Es war, als wollten sie den herbeirufen, der allein das Tabernakel erschließen durfte, die stille kleine Wohnung des großen Gebieters über Sturm und Hagel.

Aber der Ersehnte kam nicht, und näher und näher rückte die Wolke. Noch wenige Minuten vielleicht, so würde sie ihre eisigen Geschosse entladen.

Dem Mesner hatten sich einige handfeste Burschen zugestellt, die einander beim Läuten ablösten. Auf der Turmtreppe harrte die Schuljugend, ob nicht auch für sie ein Plätzlein am Glockenstrange wäre. Aber heute wurde kein Unmündiger zugelassen; die Gefahr war zu ernst.

Abseits von den anderen Buben an einem kleinen Turmfenster stand der Michel und spähte hinaus.

„Das kenn' ich schon, wenn das Gewölk einmal gegen die Scharte rückt, dann gibt's ein festes Wetter!“

Mit der Miene eines alten Bauern, welcher seit einem halben Jahr-

hundert Winde und Wetter beobachtete, murmelte er diese Bemerkung. Sorgenvolle Falten gruben sich in seine junge Stirn; um die rosigen Lippen lag ein Zug eiserner Entschlossenheit.

Noch einen Blick hinaus zum Fensterchen! Wie ein helles Band breitete sich die Kesselheimer Fahrstraße vor Michels Augen aus. Von Zeit zu Zeit trieb ein plötzlicher Windstoß den Staub empor, daß die grünen Straßenhecken in einer weißen Wolke verschwanden.

Immer finsterer zogen sich Michels Brauen zusammen. So weit er den Weg überblickte, nirgends erspähte er den Priester. Nur einzelne Landleute eilten, vor dem Unwetter fliehend, durch die aufgewirbelten Staubwolken hin.

„Läutet's, Buben, läutet's!" mahnte der Mesner, der einen Augenblick ausgesetzt hatte und sich den Schweiß abwischte. „Wenn unser Herr nicht bald ein Aug' auftut, schlagt's uns heut alles zusammen!"

In der Kirche drunten hatte sich indessen die Zahl der Andächtigen von Minute zu Minute gemehrt. Der krumme Thomas betete laut und langsam den Armenseelen-Rosenkranz vor. „Heilige Maria, Mutter Gottes!" riefen Hunderte von Stimmen. Dazwischen klang Stöhnen und unterdrücktes Schluchzen. Draußen zuckten die Blitze; der Wind hatte sich gelegt. Das war schlimm!

Schon prasselten einige Hagelsteine die Vorboten eines vernichtenden Heeres, auf das Kirchendach herab. Da trat Michel, mit seinem schönsten Ministrantenröcklein angetan, aus der Sakristei und zündete am Altare die Kerzen an.

Ein Gemurmel ging durch die Kirche. — „Jetzt ist er kommen, der Geistliche, jetzt ist er kommen!"

Aber nein! Der Knabe stellte ruhig das Löschhörnchen bei Seite, stieg die Altarstufen hinan und jetzt — griff er nach dem Tabernakelschlüssel.

Wieder ging ein Geflüster durch die Reihen der Anwesenden, aber niemand schien Anstoß zu nehmen an Michels Kühnheit, noch weniger dachte man daran, ihn zu hindern. Diese einfachen Menschen gingen sogleich auf den kindlichen Gedanken des Knaben ein. Weil kein Priester da



war, sollte eben der Heiland selbst den Wettersegen geben.

Michel steckte den Schlüssel an und drehte ihn um, — die Tabernakeltür sprang auf.

Das Ziborium stand vor ihm, ganz nahe, ganz nahe gesehen, wenn er bei der hl. Segenmesse auf den Stufen des Altares kniete. Es war ihm alles eher als ein neuer Anblick; er kannte es genau mit dem buntgestickten Mäntelchen aus weißer Seide und dem goldenen Krönlein darüber und er hatte stets davor das Knie gebeugt und den Kopf gesenkt, wie ein musterhafter Ministrant.

Aber jetzt? Jetzt war es anders! Wie erdrückt von unsichtbarer Macht brach er in die Knie und seine Stirne neigte sich tief, daß sein blondes Gelocke schier den Marmor der Stufe berührte. Was sein Ohr hundertmal gehört, jetzt wurde es ihm erschütternd klar, und die überwältigende Gegenwart des Heilandes brach mit der Macht zündenden Blitzes über seine junge Seele herein.

Minute um Minute verrann. In der Kirche herrschte tiefe Stille. Thomas hatte den Rosenkranz unterbrochen. Lautlos ergossen sich die Anwesenden vor dem in so eigentümlicher Weise erschlossenen Tabernakel.

Eine Glocke um die andere verstummte und seltener zuckten die Blitze an den Kirchenfenstern vorbei. Ein paar heftige Windstöße: die Wolken stoben auseinander, einzelne Regentropfen schlugen an die Scheiben, dann blickte der liebe blaue Himmel herein. Aber auf all das achtete der Michel nicht: er war einzig versenkt in das, was er getan. Etwas Arges schien es ihm doch, etwas Schönes, etwas Verbotenes, aber Erhabenes, und er wußte nicht, ob er zittern oder sich freuen solle. Und so kniete er da, tiefgebeugt, regungslos. Ja, er wagte nicht einmal zum Tabernakel aufzublicken, den seine kleine Frevlerhand erschlossen hatte.

Die Andächtigen knieten in ihren Bänken und das Kind am Altare. Alles war still. Niemand rührte sich. Der krumme Thomas war der erste, der sich ein Herz nahm. Mit schlürfenden Schritten trat er vor und fragte leise: „Michel, tust nicht zusperren?" Denn er fürchtete für seinen kleinen Freund die Rückkehr des Kuraten.

Aber ohne den Kopf zu erheben, erwiderte Michel im Flüstertone, „Ich trau' mich nicht!" und dann barg er sein Gesicht in den Händen und weinte.

Jetzt wurde die Kirchentür aufgerissen und herein kam der Kurat. Er schien den Sturmwind von draußen mitzubringen in seiner flatternden Sutane und den wirren, grauen, die Tonsur über wuchernden Locken.

Michel erhob sich endlich und ohne

Schluß auf Seite 29

Des

Herrn Markus heilige Sorgen

vom Schriftleiter

13. Fortsetzung.

Um dieselbe Zeit klopfte Jose an Pfarrer Markus' Tür. Herr Markus war froh, den Landstreicher bei sich zu haben. Alles mußte Jose ihm erzählen.

„Warum hat man dich denn freigelassen?", fragte Herr Markus, nachdem Jose seinen Bericht beschlossen hatte.

„Das weiß ich nicht", erklärte Jose. „Es kam heute morgen ein Polizist in meine Zelle, der mir nur sagte, ich solle machen, daß ich verschwinde."

Herr Markus schüttelte den Kopf. Er sah sich hier Dingen gegenüber, die er einfach nicht verstehen konnte. Gestern war der hochwürdige Herr Manuel bei ihm und sagte, man habe im Sinn, die Kinder in eine Erziehungsanstalt zu schicken, und die beiden lautesten Anhänger der Erscheinungsgeschichten, den Jose und die Rosa, ernsthaft zu bestrafen. Den Jose wolle man im Gefängnis behalten, der Rosa das Kind wieder fortnehmen.

Warum betrachtet man gerade den Jose und die Rosa als so gefährlich? Die Rolle, die sie in der großen Aufregung Fatimas spielten, war doch vollständig unbedeutend. Diese zwei als Anführer der erregten Menge zu machen, wäre doch geradezu lächerlich. Warum droht man dem Manuel Pedro nicht oder dem Antonio Santos? Und was denkt man denn von der Maria Carreira, die, wenn auch immer in Würde, so doch ziemlich viel und eifrig für die Wahrhaftigkeit der Marienerscheinungen im Irenentale sprach?

Nun waren die Kinder wieder da, und Jose war frei.

Sollte sich d'Oliveira inzwischen eines anderen besonnen haben? Schmiedet er neue Pläne? Oder — sollte Herr Manuel übertrieben haben?

Herr Markus wanderte mit unruhigen Schritten durch das Zimmer. Jose stand neben der Tür und schaute ihm zu.

„Jose", wandte sich der Pfarrer an den Landstreicher, „hast du schon gehört, was hier gestern geschehen ist?"

„Meinen Sie das mit dem Priester Manuel und dem Ludwig?", fragte Jose.

„Das wird nicht gut enden, Jose", sprach Herr Markus, „der hochwürdige Herr Manuel hat einen Mann geschlagen, und er wurde zurückgeschlagen. Wenn man das in Lissabon hört, in der erzbischöflichen Kanzlei, ich weiß nicht, was man dazu sagen wird."

„Der Priester Manuel wollte der Rosa das Kind fortnehmen", ließ Jose sich wieder hören.

„Ja, aber warum, Jose, warum?"

„Weil er vom Teufel geritten ist."

Stumm schaute Herr Markus auf den Landstreicher. Es kam ihm in den Sinn, was er des öfteren von den Frauen hören mußte. Kein echter, rechter Mann verstände sie. Alt und grau könne man mit seinem Weibe werden, und immer gäbe da etwas, das einfach nicht zu begreifen sei. Herr Markus lächelte jedesmal, wenn derartiges gesprochen wurde. Etwas wußte ja auch er davon. Aus seiner eigenen Küche, wo stets eine Wirtschafterin war, kam ihm diese Lebenserfahrung!

Heute lächelte Herr Markus jedoch nicht. Er wunderte sich nur, warum ihm gerade jetzt solche Gedanken kamen. Ihm hatten Sachen wie diese bis jetzt doch noch keine Sorgen gemacht. War seine Wirtschafterin in böser Stimmung, so ließ er sie einfach in der Küche herumpoltern. Er ging in seine Studierstube oder in den Garten, und die Sache war erledigt. In solchen Stunden konnte er sich fast sündhafter Weise seiner Ehelosigkeit freuen, obwohl er diese Freude hier und da durch herzliche „Deo gratias! Deo gratias!" zu vergeistigen suchte und damit seinen Dank an den himmlischen Vater für die Gnade des Alleinseins meinte.

Die Ehe ist jedoch ein heiliges Sakrament, und das priesterliche Alleinsein ist eine Gnade im ganz anderen Sinne. Beides, Ehe und Priestertum, gründet nicht nur in Gott, es gründet auch im Herzen des Menschen. Und die Natur des Herzens ist sich überall gleich. Ein Leib, sagt die Bibel, sind Mann und Frau. Wo ein Leib ist, da kann es auch nur ein Herz geben und ein Sinnen. Un-

gleichmäßiges Herzklopfen verursacht Weh, und ein Sinnen, das hin und her zerrt, bringt Unsegen und Leid. Kein Leid aber brennt so tief wie jenes, das zwischen Menschen entsteht, die im Grunde doch ein Herz sind und eine Liebe.

Ein Leib sind Mann und Weib, zu ihrer Freude oder zu ihrem Kreuz. Ein Leib sind auch die Priester. Ein Leib nicht durch das Sakrament der Ehe, sondern durch das Sakrament des Entsagens und der Hingabe an ihn, der doch unser Eins und unser Alles sein sollte.

Nervös zupfte Herr Markus sich die Nase.

„Wie die Männer ihre Weiber nicht verstehen können, so kann ich den Herrn Manuel nicht verstehen. Weißt du, Jose, ich sitze schon jahrzentelang im Beichtstuhl. Niemand kann mir mit neuerfundenen Sünden kommen. Nichts überrascht mich mehr. Wenn man aber etwas von Priestern hört, das nicht ganz recht ist, dann ist man doch überrascht. Dann kann man einfach nicht glauben. Das ist ja so, als ob der eigene Bruder oder der eigene Vater es getan hätte. Und das tut weh."

Jose meinte vorsichtig:

„Denken Sie nicht, daß der Priester Manuel vom Teufel geritten ist?"

„Wir wollen lieber nicht urteilen", gab Herr Markus zurück, „der Herr Manuel meint es gewiß gut, vielleicht hat er sogar recht."

„Der? Rechthaben? Ein Rechthabler ist er, Herr Pfarrer, ein ganz starrköpfiger Rechthabler. Der predigt nicht: So spricht Gott, der predigt: So sage ich!"

Herr Markus trat ans Fenster. Jose sprach inzwischen weiter:

„Wenn die heilige Maria hier her kommt, dann hat sie recht, und nicht der Herr Manuel. Die Gottesmutter würde der Rosa das Kind nicht fortnehmen, weil sie vom Himmel, und weil sie heilig ist. Warum ist der Priester Manuel so wütend auf uns?"

„Das verstehe ich auch nicht. Ich verstehe garnichts mehr!", entgegnete Herr Markus halb verzweifelt. „Geh', Jose, laß mich allein. Ich muß ein wenig nachdenken."

Der Landstreicher schaute mit sorgenvollen Blicken auf den Pfarrer.

„Sie haben einmal gesagt, wir sollen zur Mutter des Guten Rates beten."

Herr Markus zuckte auf.

„Jetzt muß mir das gerade der Jose sagen. Ein Bursche, der fast nie in der Kirche zu sehen ist. Und mir, dem Priester, dem Prediger und Wegweiser, kam dieser Gedanke nicht!"

Entschlossen griff Herr Markus nach seinem Brevier.

„Komm, Jose, wir gehen in die Kirche."

Jose senkte den Kopf. Sein Fuß begann die blankgescheuerte Diele der Pfarrerstube zu scheuern.

Zögernd sprach er: „Ich war schon in der Kirche, Herr Pfarrer. Das viele Beten steht mir nicht. Ich bin ein einfacher Sünder. Sie sind der Priester, der sich auf das Beten auskennt. Ich muß mich auch ein wenig ausruhen. Im Gefängnis war das Leben nicht so leicht."

Bevor der erstaunte Pfarrer antworten konnte, war Jose verschwunden.

„Liebe Mutter Gottes vom Gute Rate, jetzt brauche ich dich aber wirklich", rief Herr Markus halblaut aus. Kopfschüttelnd verließ er das Zimmer.

Ohne Frühstück oder Mittagessen einzunehmen, ging er zurück in die Kirche. Dort machte er sich sofort an die Arbeit. Schwere Gedanken durchwirbelten seinen Kopf. Mit denen machte er aber ganz energisch Schluß. Neben ihm in der Kirchenbank lag ein altes, dickes Gebetbuch mit mächtig großem Druck. Es mußte einem der Frühmeßweiber gehören. Herr Markus nahm es, suchte nach der Litanei zur heiligen Gottesmutter, die er kräftig und fast laut zu beten begann.

Nach der Litanei sprach er alle Mariengebete, die er noch finden konnte. Auch an den heiligen Joseph wandte er sich. Besonders lange verweilte er jedoch bei den Gebeten zum Allerheiligsten Altarssakrament und zu den heiligen fünf Wunden des Herrn.

Die demütige, einfache Hilflosigkeit der Worte an Gott und an Maria, die aus diesem Volksbuche sprachen, erfaßte ihn sonderbar. So sollte man eigentlich doch immer zum Himmel hinaufreden. Ich bin nichts, und du bist alles. Ich glaube an dich, und weiß nicht, daß du die Lösung aller Sorgen bist. Was sorge ich mich? Wenn ich dir heute lieb bin und immer lieb bin, dann weiß ich doch, daß du mir morgen auch Vater sein wirst. Wenn aber auch morgen ein Vater über mich wachen wird — was sorge ich mich? Die einzige Sorge des Menschen kann doch nur heißen: Wie kann ich dir, o Vater, immer lieb bleiben? Alles andere besorgst du.

„Nimm mich in deine Hände und führe mich", kam es da innig aus dem Pfarrerherzen. Dann schwieg er. Auch sein Herz wurde still. Er setzte sich in die Bank und schaute auf den Tabernakel.

Dieser Friede hatte seine gute Wirkung auf des Herrn Markus' Magen. Er spührte plötzlich Appetit, ja sogar großen Hunger. Und da war ja heute der große, gelbe Hahn auf dem Tisch.

Herr Markus bekreuzte sich und ging ins Haus, wo das Mittagessen auf ihn wartete.

Es war bereits Spätnachmittag, als Herr Markus, den Rosenkranz in der Hand, dem Irenental zuwanderte. Seine Sorgen suchten ihn zu plagen, er widerstand ihnen aber tapfer. Gott und Maria sollen sich jetzt sorgen. Er wollte sich ihren Plänen fügen.

Vor dem zerzupften Eichbäumchen im Irenental sah Herr Markus eine kleine Menschengruppe knien. Es mochten so an fünfzehn Männer und Frauen gewesen sein. Unweit der Beter stand ein Auto. Das mußte jemandem gehören, der von weit her kam und reich war. Reich genug, um sich ein Auto leisten zu können. Reich an Geld, und reich auch an Frömmigkeit!

Herr Markus blieb abseits stehn. Er wollte nicht gesehen sein. Bevor er seinen Rückweg antrat, erhob er seine Hand und segnete den heiligen Ort und die Beter.

Sein nächster Gang galt dem Hause Luzias. Sie und Franz und Jacinta wollte er sprechen. So ging er denn nach Aljustrel.

Bei den Eltern war viel Besuch. Manuel Pedro, seine Frau Olimpia, Franz, Jacinta und ein paar Nachbarn waren da, die den Pfarrer höflich begrüßten.

Herr Markus setzte sich und rief die Kinder an sich heran.

„Jetzt erzählt mir einmal, wo ihr gewesen seid und was ihr gemacht habt", sprach er freundlich.

Die Kinder erzählten ihre Erlebnisse, und Herr Markus staunte. Er fragte hier und da dazwischen, um sich ein genaues Bild über das Unglaubliche zu machen, das er da hören mußte.

Kurz vor dem Abendbrot ging er nachdenklich seinem Hause zu.

Am Sonntage drauf, es war der 19. August 1917, waren Franz, sein Bruder Johannes, und Luzia wieder auf der Weide. Jacinta war zu Hause geblieben.

Luzia war heute so froh und so hell wie die Sonne am hohen Himmel. Sie sprang den Vögeln nach, sie sang, ließ sich von den zwei Buben jagen, haschte nach ihnen, und war ganz Freude. Lange hatte Franz sie nicht mehr so gesehen. Sie glaubte nun nicht mehr, daß die Frau, die ihr nun schon dreimal erschienen war, vom Teufel sei. Das war die heilige Mutter Gottes. Das wußte sie nun. Niemand hatte es ihr besonders eingeredet. Die schweren Stunden, die sie mit Franz und mit Jacinta in Ourem durchmachen mußte, hatten sie ganz eigentümlich davon überzeugt. Nicht mit Schrecken dachte sie an jene Tage zurück, sondern mit einer Freude, die sie sich selbst nicht erklären konnte. Sie hatte gelitten, und diese Leiden waren — sie wußte nicht wie.

Emsig fressend zogen die Schafe einen alten Landweg entlang. Fettes Gras wuchs zu beiden Seiten des Weges. Die Kinder folgten in frohen Spielen den Tieren.

Es war bereits vier Uhr Nachmittag, als sie merkten, daß sie in der kleinen Talenge von Valinhos waren. Valinhos liegt ungefähr in der Mitte zwischen dem Irenental und Aljustrel, der Vorortschaft Fatimas. Die Schafe hoben ihre Köpfe. Aufmerksam schnupperten sie in der Luft herum. Dann zogen sie einer alten, zerfallenen Felswand entlang, bis sie zu einer Stelle kamen, an der die Felswand bis auf den Erdboden ausgebröckelt war. Die Oeffnung war weit genug, um drei Schafe auf einmal durchzulassen.

Die Tiere kletterten über das Steingeröll der zerfallenen Stelle und begannen auf der anderen Seite der Mauer weiter zu grasen.

Franz, Johannes und Luzia sprangen ihnen nach. Große Olivenbäume wuchsen hier, und weiter hinten auch ein paar Eichbäumchen.

Da richtete sich Luzia plötzlich auf. Auch Franz wurde aufmerksam. Die Luft wurde eigenartig still, und obwohl keine Wolke weit und breit am Himmel zu sehen war, schien sich doch etwas irgendwo zusammenzuballen. Das war kein Sturm, was sich da anzeigte. Im Gegenteil. Es begann mild zu werden, so mild und so lieb, daß dem Franz das Herz zu pochen begann.

„Die heilige Maria kommt", flüsterte Luzia leise.

Franz nickte. Seine Augen strahlten.

„Wer kommt?", wollte Johannes wissen.

„Schnell, lauf und hole die Jacinta! Sag ihr, die heilige Maria kommt!", rief Franz. Johannes rührte sich nicht.

„Ich will sie auch sehen", trotzte er.

„Lauf, Johannes, die heilige Maria wird nicht kommen, bis Jacinta hier ist", rief Luzia dazwischen, „sag ihr, sie soll sofort kommen!"

Johannes rührte sich immer noch nicht.

„Ich will die heilige Maria auch sehen", wurde er jetzt ungeduldig, „die Jacinta braucht nicht hier zu sein."

„Hier, Johannes, ich gebe dir zwei Vintens, wenn du Jacinta holst", handelte Franz. In seiner weitvorgestreckten Hand hielt er das Geld. Johannes betrachtete es. Dann nahm er es und rannte in langen Sätzen davon.

Franz und Jacinta griffen nach ihren Rosenkränzen fielen in die Knie, und beteten. Da kam sie auf einmal wieder, die wundersame Helle, die ihnen nun schon dreimal die Ankunft der heiligen Jungfrau angezeigt hatte. Alles um sie herum hüllte sich in silbernes Licht, und alles Licht strahlte und flimmerte einem kleinen Eichbäumchen zu, das östlich von den Kinder, dicht an der Felsmauer, wuchs.

Die Blicke der Kinder folgten den Strahlen. Da sahen sie Jacinta dahergelaufen kommen. Atemlos ließ sich das Kind neben Franz und Luzia nieder. Und alle drei schauten sie zur Krone des Eichbäumchens hinauf. Dort stand sie, die schöne Frau. Mit wunderlieben Blicken schaute sie auf die Kinder. Sie lächelte nicht, und doch war ihr Antlitz so anziehend freundlich, daß die Kinder zu ihr hinauflächelten.

„Kommt näher", sprach die Frau aus dem Baum.

Ohne auch nur eine Sekunde lang ihre Blicke von der schönen Frau zu lassen, die auf leichtem Wölkchen in der Krone des Eichbaumes vor ihnen stand, erhoben sich die Kinder, um drei Schritte vor dem Eichbäumchen wieder nieder zu knien. Ihre Herzen pochten laut, und die Seligkeit, die sie beim Anblick der strahlenden Frau empfanden, machte ihre Wangen heiß. Wie eine andere Welt war das alles, das viele Licht, die schöne Frau, und die unbeschreibbare Freude im Herzen.

„Ihr habt in Ourem viel gelitten", sprach die schöne Frau mit sanfter Stimme, „ertraget alles als Buße für die Sünden der Welt."

Franz hielt seine zusammengelegten Hände weit von sich gestreckt, der Erscheinung entgegen. Er war so ergriffen, daß er am liebsten ausgerufen hätte:

„Das war nichts in Ourem! Das war garnichts! Ich will für Euch noch viel schwerere Sachen tun!"

Es wollten ihm diese Worte aber nicht von den Lippen kommen. Die schöne Frau im Baum schaute ihn so eigentümlich an, ihn und die zwei Mädchen. Sie lächelte nicht. Mild und mütterlich warm war ihr Blick, obwohl sie doch noch so jung war. Was die Kinder aber heute am allermeisten bemerkten, war der tiefe, bittere Ernst, mit dem die Jungfrau auf sie blickte. Als wenn sie sagen wollte: Ihr habt doch versprochen, alles für Gott und für die Sünden der Welt zu leiden. Soll ich euch jetzt loben, weil ihr in Ourem so vieles ertragen habt? Einer nur sei gelobt, und daß ist er, der mich zu euch gesandt, und dem ihr euer Versprechen gemacht habt.

Franz, Jacinta und Luzia erschauerten. Es war

nicht Furcht vor dem ernsten Antlitz der schönen Frau, was sie in jenem Augenblicke empfanden, es war die neue Erkenntnis des Kreuzes, was sie erzittern ließ. Sie sahen plötzlich ein: In Demut muß ertragen werden, was Gott dem Menschen auferlegt. Das Kreuz ist kein Kreuz, wenn diese Demut nicht ganz mit dabei ist. Den Auserwählten gibt Gott Gnaden, die andere Menschen nicht erhalten. Uns läßt er diese schöne Frau da schauen. Warum? Weil er etwas ganz Besonderes von uns erwartet. Wir werden leiden müssen, hat die heilige Maria uns gesagt. Wir werden aber nicht so leiden dürfen, wie alle anderen Menschen leiden. Wie die Armen und die Kranken. Dazu kam sie ja, die heilige Maria, um uns zu sagen, daß ein anderes Leiden, eine ganz neue Art von Leiden, auf Erden sich verbreiten müsse. Das Leiden für die Sünde der Welt! Die abbittende Buße! Die unbedingte Nachfolge Christi, des Gekreuzigten! Zu diesem Leid gehört auch die Demut, gehört auch das Gebet: Was soll ich mich loben, mein Gott, wenn ich büßende Opfer bringe? Bin ich dir diese Opfer nicht schuldig? Wer ist der Geber, ich mit meinem Leiden, die ich dir hinaufreiche, oder du, der du mich durch dieses Leiden deinem kreuztragenden Sohne ähnlich machst, damit ich auch wie der verherrlichte Menschensohn werde?

Nicht in diesen Worten dachten die Kinder, als sie in jener Stunde zu der schönen Frau hinaufstarrten. Dazu waren sie noch viel zu klein. Es war in ihnen aber die Erkenntnis, das alles so sein müsse, wie es hier gesagt ist. Sie sahen das Kreuz in einem ganz neuen Licht, sahen es in seiner ganzen Schwere und in allen Tiefen seiner Liebe.

„Sagt uns, was sollen wir tun?", hörte Franz die Luzia neben sich fast flüsternd fragen.

„Am 13. September sollt ihr wieder im Irenental sein. Betet jeden Tag den Rosenkranz. Betet ihn jeden Tag. Am 13. Oktober werde ich ein großes Wunder wirken, damit alle Menschen glauben."

„Die Maria Carreira hat Geld neben dem Eichbäumchen im Irenental gefunden. Die Leute, die am 13. August dort waren, haben es dort liegen lassen. Was soll mit dem Geld gemacht werden?"

Franz wunderte sich über Luzia, daß sie diese Frage gerade jetzt zu stellen wage. Er schaute zur schönen Frau im Baum hinauf. Ernst war ihr Antlitz immer noch. Es war jedoch so anziehend schön, und ihr Blick, mit dem sie auf die Kinder schaute, war so freundlich, daß Franz feststellen mußte, er könne ihr auch alles erzählen. Alles. Ihr Ernst war nicht schreckend, er war nicht abstandgebietend, er war gerade das Gegenteil. Er zog an. Er war, als wenn er sagen wollte: Wir gehören doch zusammen. Kommt nur herauf zu mir mit allem, was ihr habt. Hier oben sollt ihr sein, ihr Menschen.

„Das Geld soll für die Verschönerung des Rosenkranzfestes im Oktober benutzt werden. Was übrig bleibt, ist für die Kapelle zu gebrauchen, die man im Irenentale bauen wird", hörte Franz die schöne Frau aus dem Baume antworten.

„Viele Leute haben mir gesagt, Ihr sollt ihre Kranken heilen", sprach Luzia wiederum.

„Einige werden noch dieses Jahr geheilt sein", kam es von der Erscheinung zurück.

„Betet. Betet, Kinder. Betet viel und bringt Opfer für die Bekehrung der Sünder. Viele Seelen werden verdammt, weil niemand für sie betet und büßt."

Nach diesen Worten sahen die Kleinen die Erscheinung entschwinden. Wiederum war es, als wenn das kleine Wölklein, auf dem sie stand, sie dem Osten zu davontrüge. Lange schauten die Kinder ihr nach. Es war ihnen ganz eigentümlich. Sie meinten, das Licht, das von ihr ausging, sei ihnen tief ins Herz gedrungen, wo es nun brannte und leuchtete in ganz neuem Erkennen und in einem ganz neuen Wollen. Große Stille weilte in ihren Herzen.

Franz erhob sich und trat an das Eichbäumchen heran. Er bekreuzigte sich und fiel von neuem in die Knie.

„Gott segne euch, Kinder", sprach da jemand.

Die Kinder fuhren herum und trauten ihren Blicken nicht. Vor ihnen stand Jose. Das war nicht jener Jose, den sie ihr ganzes Leben lang gekannt hatten. Sein Gesicht war so anders! Dicke Tränen rannen ihm in den Bart.

„Seid Ihr krank, Jose?", fragte Jacinta ängstlich.

Jose schaute nicht auf. Sein Blick blieb auf den Boden gesenkt.

„Gott segne euch, Kinder, und Gott segne mich. Die heilige Maria war hier. Ich habe ihr Licht gesehen. Ich habe ihr Licht in meinem Herzen." Nach diesen Worten schlug der Vagabund ein großes Kreuzzeichen über die erstaunten Kinder und ging langsam davon.

Herr Markus hatte um diese Stunde Besuch. Der hochwürdige Erzpriester Faustino war bei ihm und der Jesuitenpater Cruz. Sie waren in einer ganz besonderen Angelegenheit gekommen. Herr Faustino wollte die unangenehme Schlägerei untersuchen, die sich in seinem Dekanate zwischen dem hochwürdigen Herrn Manuel und dem Bauern vor ein paar Tagen abgespielt hatte.

Herr Markus erzählte ausführlich. Er sagte, der Herr Manuel sei mit Ludwig Futtini gekommen, das Kind der Rosa fortzuholen. Er habe einen Bauern geschlagen, weil dieser nicht erlauben wollte, daß Ludwig der Rosa das Kind nähme. Darauf habe der Bauer den Herrn Manuel zurückgeschlagen.

Herr Faustino schüttelte immer wieder sein graues Haupt. Auch Herr Cruz wußte garnichts zu sagen.

„Wie sollen wir jetzt urteilen? Wessen Schuld ist es?", schloß Herr Markus seinen Bericht.

„Haben Sie die amtliche Bestätigung gesehen, die dem Herrn Manuel das Recht gab, das Kind zu nehmen?", fragte Herr Faustino.

„Er hat sie mir nicht gezeigt. Er hat mir nur gesagt, er habe so eine schriftliche Vollmacht." Dann fügte er erschrocken hinzu: „Sie meinen doch nicht etwa, der Herr Manuel habe mich belogen?"

„Ob er so einen Auftrag von der Regierung hatte oder nicht, ist mir vorläufig nicht die Hauptsache", meinte Herr Faustino, „möchte nur gerne wissen, was der Herr Manuel eigentlich bezweckt. Der Regierung kann man ja alles zutrauen. Dem Herrn Manuel wage ich aber doch nicht alles zuzutrauen, was mir da gerade im Sinne

ist. Der junge Mann scheint sehr hitzköpfig zu sein und dabei sein klares Urteil zu verlieren. So etwas ist gefährlich. Sehr gefährlich, wenn es an jungen Priestern geschieht."

Herr Cruz nickte mit bleichem Gesicht.

„Man hört ja unter den Priestern sehr viel über, und besonders gegen die Erscheinungen reden", sprach er. „Es ist bis jetzt aber doch noch keiner so weit und so unglückselig damit in die Oeffentlichkeit gegangen wie der Herr Manuel."

„Ich werde ihn besuchen. Diese Woche noch", meinte Herr Faustino nachdenklich. „Ich muß mir Klarheit von ihm selbst holen."

„Wer ist übrigens der junge Mann, der mit ihm war?", wandte er sich an Herrn Markus.

Dieser hatte große Versuchung, alles, was er über Ludwig Futtini wußte, zu erzählen. Er sagte aber doch nicht, daß Ludwig der Vater des Rosakindes sei. Warum er das nicht tat, wußte er selbst nicht.

Herr Faustino erhob sich:

„Ich werde also den Herrn Manuel besuchen. Sollten wir jetzt nicht einen kleinen Spaziergang ins Irenental machen?"

Herr Markus und Herr Cruz erklärten sich sofort dazu bereit.

Es war bereits fünf Uhr Nachmittag, als die drei Priester das Städtchen verließen und auf den Feldweg kamen, der zum Eichbäumchen führt. Viel Gestein lag rechts und links des Pfades. Die Bauern von Fatima hatten es von ihren Feldern zusammengetragen, denn sie waren nicht reich an Land und konnten es sich nicht erlauben, auch nur das kleinste Stücklein ihrer Aecker verwahrlost liegen zu lassen.

Die Priester gingen langsam dahin. Der Pfad begann plötzlich bergab zu gehen. Das ganze weite Tal war von dort aus zu übersehen. Herr Markus blieb mit seinen Gästen stehn, um den stillen Nachmittag zu genießen, der über der Niederung lag. Immer noch grün waren die Wiesen und die vielen, durch das ganze Tal gestreuten Olivenbaumhaine. Die letzten Regen waren ein wahrer Segen.

Die Priester gingen weiter. Der Weg führte an einer dichten Gruppe von Olivenbäumen vorüber. Als sie die Bäume hinter sich hatten, blieb Herr Markus wie angewurzelt stehn. Unweit des Weges war eine kleiner Teich. Mittendrin stand Jose, splitternackt. Er wusch sich mit vielem Prusten Gesicht und Kopf.

„Das ist mir denn aber doch neu!", rief der Pfarrer von Fatima. „Habe nie im Leben gedacht, daß der sich auch badet. Der wäscht sich ja kaum!"

„Und dazu noch so nahe am Wege, wo jedes Kind ihn beobachten kann", sorgte sich Herr Cruz.

Herr Markus sagte kein Wort. Er lächelte leise.

Als die drei Priester im Irenental ankamen, staunten sie wieder einmal. Viele Fatimaleute waren dort, die gemeinsam den Rosenkranz beteten. Die Priester blieben etwas abseits. Herr Faustino griff nach seinem Rosenkranz und kniete in den Staub nieder. Er schloß sich mit lauter Stimme dem Gebet der Bauern und der Frauen an. Herr Markus und Herr Cruz folgten seinem Beispiel.

So schön und so friedlich war es hier draußen. Eine heilige Weihe schien über diesem Ort zu liegen, so etwas wie ein Hauch Gottes, der das Beten froh macht und tiefe Ruhe gibt.

Prüfend überschaute Herr Markus während des Betens das Gelände. „Ein kleines Kapellchen ließe sich hier schon bauen. Oder gar eine Grotte. Alles ist wie dazu geschaffen, die Felsenwand, die große, weite Fläche . . .", Herr Markus brach seine Gedanken ab. Er wollte doch beten, nicht Pläne schmieden. Und dazu noch solche Pläne! Er machte ein großes Kreuzzeichen, um die Zerstreuung zu vertreiben.

Gerade begann man mit dem dritten Geheimnis des schmerzhaften Rosenkranzes, als der Gemeindevorsteher Bernardo Lucas die Priester bemerkte. Bernardo kniete etwas seitwärts des Bäumchens, mit einem langen Rosenkranz in der Hand. Vorsichtig erhob er sich.

„Herr Pfarrer", flüsterte er, als er neben dem knieenden Priester stand, „die heilige Maria hat sich heute wieder den Kindern gezeigt."

Herr Markus sprang auf:

„Was war das?"

Auch Herr Faustino und Herr Cruz waren aufmerksam geworden.

„Heute Nachmittag um vier Uhr war sie da, sagen die Leute. Die heilige Maria soll den Kindern aufgetragen haben, am 13. September ganz bestimmt wieder hier im Irenental zu sein."

„Wo sind die Kinder?", fragte Herr Faustino.

„Die werden wohl noch bei Valinhos sein. Dort waren sie heute mit ihren Schafen, und dort ist ihnen, wie die Leute sagen, die heilige Gottesmutter erschienen."

„Danke schön, Bernardo", sprach Herr Markus. Er wandte sich an seine Besucher: „Es ist nicht weit von hier. Kommen Sie, ich möchte mit den Kindern sprechen."

„Darf ich mitkommen, Herr Pfarrer?", fragte Bernardo.

„Kommt nur mit", rief Herr Markus, der bereits unterwegs war.

„Die ganze Stadt spricht davon", erzählte Bernardo, als die vier Männer mit großen Schritten auf Aljustrel zuschritten, „Franzens Bruder kam nach Hause gerannt und meldete, Jacinta solle schnell kommen, die heilige Maria sei bei Franz und bei Luzia. Von Aljustrel kam diese Nachricht sehr schnell zu uns nach Fatima. Alle die Leute, die Sie da heute gesehen haben, sind nur dieser neuen Erscheinung wegen gekommen. In Valinhos werden wohl auch Leute sein."

Herr Markus sagte kurz: „Kein Wunder."

„Die Sache wird mir immer ernster", fuhr Bernardo fort, „ich möchte am liebsten garnichts damit zu tun haben. Von Ourem plagt man mich, gegen die Muttergottesverehrung im Irenentale einzuschreiten. Meine Frau ist anderer Meinung. Und mich plagt es auch. Ich kann doch nicht gegen den Glauben arbeiten."

„Ob Ihr an die Erscheinungen glaubt oder nicht, hat doch nichts mit Eurem katholischen Glauben zu tun?", sprach Herr Cruz da prüfend.

„Das kann schon stimmen. Ich kann katholisch sein,

ohne an die Erscheinungen zu glauben. Aber, sehen Sie, das kann ich eben doch nicht. Mir scheint, es ist da etwas Wahres . . . "

„Beten wir und warten wir ab, was kommen wird", unterbrach Herr Markus ihn. Ungeduldig schritt er voran.

In Valinhos fanden sie die Kinder. Sie knieten vor einem Eichbäumchen, und mit ihnen waren etwa fünfzig Männer und Frauen.

Herr Faustino zog den Pfarrer von Fatima am Aermel:

„Herr Markus, warten Sie einen Augenblick. Es kam mir da gerade ein Gedanke. Haben Sie Papier und Bleistift? Wir werden die Kinder einzelnd verhören. Nehmen Sie die Jacinta, Sie, Herr Cruz, nehmen den Buben, und ich nehme die Luzia."

Herr Faustino zog Bleistift und Papier hervor.

„Wir werden uns schnell die Hauptfragen aufnotieren, die wir an die Kinder richten werden. Jeder von uns wird dasselbe fragen. Nachher werden wir die Antworten der Kinder vergleichen."

HerrMarkus suchte nach seinem Notizbuch. „Ein herrlicher Gedanke", sagte er, nervös in der Innentasche seines Rockes grabend.

Herr Cruz war schon längst bereit.

Herr Faustino diktierte, die zwei anderen Priester schrieben hastig. Herr Faustino hatte alle Fragen bereits in seinem Notizbuch stehen. Nur die letzten, die sich auf die heutigen Erscheinung bezogen, schrieb er sich noch dazu.

Bernardo schaute interessiert zu.

„Kommt mit mir", sagte Herr Markus ihm. Dann trat er an die Kinder heran, gefolgt von Herrn Faustino, Herrn Cruz und Bernardo. Die Leute schauten neugierig auf, ohne ihr gemeinsam gesprochenes Rosenkranzgebet zu unterbrechen.

„Kinder, was ist mit euch?", fragte Herr Markus leise.

„Die heilige Maria war hier", sagte Luzia.

„Kommt, wir setzen uns dort unter dem Olivenbaum ins Gras, ihr müßt uns alles erzählen", lud Herr Markus ein.

Die Kinder standen auf und folgten dem Pfarrer zum Olivenbaum hinüber. Dort setzten sie sich nieder und schauten zu den Priestern auf. Herr Markus setzte sich auch.

„Erzählt", sagte er.

Die Kinder begannen. Nachdem sie ihren Bericht beschlossen hatten, meinte Herr Markus:

„Wißt ihr, Kinder, das ist so schön und so wichtig, daß wir Priester uns das alles aufschreiben müssen. Jeder von uns nimmt sich jetzt eines von euch mit und läßt sich die ganze Erscheinung noch einmal beschreiben. Ihr seid doch ganz sicher, daß ihr die Frau wirklich gesehen habt?"

„Wir haben sie so gesehen, wie wir Sie hier sehen", antwortete Luzia darauf.

„Also denn, machen wir es so", sprach Herr Markus. Er verteilte die Gruppen. Herr Faustino ging mit Luzia, Herr Cruz mit Franz je einem anderen Baume zu. Herr Markus blieb mit Jacinta und mit Bernardo zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mesnermichel

(Schluß von Seite 23)

die Augen aufzuschlagen blieb er, blutrot im Gesicht und mit gesenktem Haupte, neben den Altarstufen stehen.

Der Kurat machte eine rasche Kniebeugung, sperrte das Tabernakeltürchen zu, blies zur Rechten und Linken die Kerzen aus und faßte mit starkem Griff Michel am Arm, um ihn in die Sakristei zu ziehen.

Michel lies alles mit sich geschehen; er war auf das Aeußerste gefaßt. Aber es kam nicht so schlimm. „Wer hat's getan?" fragte der Kurat kurz und als Michel treuherzig sich schuldig bekannte, fügte der Geistliche nur noch die Frage bei: „Was hast denn du dir eigentlich gedacht?"

Leise, aber bestimmt kam die Antwort zurück. „Ich hab' mir gedacht, weil kein Wettersegen wird, mach' ich 's Türl wenigstens auf, daß er herausschauen kann."

Wider seinen Willen kam dem Geistlichen das Lachen. „Hast du denn nicht gewußt, daß das unrecht ist?" fragte er.

Michel schüttelte den Kopf. „Ich hab es nicht verstanden. Aber bald aufgesperrt gewesen ist, nachdem hab' ich's auf einmal verstanden und nachdem", seine Stimme ging in Flüstern über, — „nachdem hab' ich mich nimmer getraut, ihn einzusperren."

Halb ärgerlich, halb gerührt blickte der Priester auf den verweinten Knaben herab. „In Gottes Namen, Bub, ich sehe, daß es dich reut, und da will ich nimmer brummen. Aber von jetzt an laßt du mir den Tabernakelschlüssel in Ruh', das mußt du mir versprechen."

Michel schwieg. Dem Kuraten fiel es nicht auf, und er gab auch so zufrieden.

Der Mesnermichel aber hat den Tabernakelschlüssel seither noch recht oft in die Hand genommen. Er ist nämlich ein ehrwürdiger Pfarrer geworden, der in seiner Kirche gute Ordnung hält und niemals fehlt, wenn es gilt, den Wettersegen zu geben. Die Bauern halten auf seinen Segen große Stücke und nur, wenn er krank ist, darf ihn einer seiner Gesellpriester (Kapläne) ersetzen; „aber", meinen die Leute, „die können's lange nicht so kräftig". Nun sucht zwar der gute Pfarrer diese Ansicht dem Volke nach Möglichkeit auszureden. Wenn ihn seine Kapläne aber damit aufziehen, dann nickt er bedächtig und erwidert schmunzelnd: „Ja, sehen Sie, mit dem Wettersegen hab' ich halt schon früh angefangen; darum hab' ich's so gut los." Und dann erzählt er in aller Treuherzigkeit seinen Jugendstreich und fügt am Schlusse bei: „Ich hab's halt nicht besser verstanden."

Mehr sagt er nicht. Was aber damals zwischen dem Mesnermichel und dem offenen Tabernakel vorging, das brauch niemand zu wissen. Aber denken können sichs wohl ohnehin die Leser.

MARIENBOTE

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthy* ★ ★ ★

Vol. XVI May 1948 No. 8

Get this straight...

THE QUESTION: Does the Catholic Church have a right to interfere in matters purely political? The answer is an emphatic "No!" No catholic is bound in conscience to vote according to the Vatican's dictates. In fact, Catholic priests must refrain from all political talk from the pulpit. When Al Smith ran for President of the United States many Protestant ministers wasted pulpit time denouncing Catholics ... warning against the "papish" menace. The priest had to remain silent. This was not his business. No doubt the average Catholic would like to have one of his own faith as President. (At the present in this "land of the free" the Masons have a monopoly on this office. Look up the record!) Whether Republicans or Democrats receive majority votes is no concern of the Church. "Render unto Caesar the things that are Caesar's and to God the things that are God's!" This is Caesar's business! We are accused of "political ambition." Catholics form one-fifth of the United States population. At that rate we should have 10 Catholic Governors, 20 United States Senators and 90 Representatives. There is nowhere near that number in office. (No Catholic in the Cabinet and one on the Supreme Court.) Yet, the cry of "political domination" continues contrary to established facts.

How about Pope Pius XII pleas to the Italian people to "vote for God" in the Italian elections? This is a matter that ceases to be political and involves the question of rendering unto God the things that are God's. The Communist party is definitely anti-God. Its stand is not mere conjecture or guesswork. It is out to destroy Christianity and all that it means. In our estimation it is not even a political party. (We should not consider it as such.) It is a fanatical religion of hate and destruction, a lying "Punch and Judy" show with Satan himself pulling the strings. Bukharin, editor of Pravda, (Stalin's official paper) openly stated: "Our purpose is not to reform, but to destroy all forms of morality, all forms of religion." Pope Pius XII as the representative of Christ on earth has no alternative. He must take a definite stand against any organization whose avowed purpose is destruction of "morality and religion."

In rendering to "Caesar" and "to God" what is their due, Christ defined the boundaries of Church and State. The Church has no right to interfere in matters purely political that do not involve "faith and morals," viz., form of Government, imposing of taxes, making the laws for the welfare of the people, elections, etc. ... The State has no right to establish a religion of its own as was done by the Emperors of Rome, Henry VIII in England, Hitler in Germany, Stalin in Russia. The State has no right to inter-

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Father of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask. Subscription: $2.00 per year.

fere in the appointment of the Bishops as Napoleon attempted in France, Bismark and the Kaisers in Germany, Emperor Joseph of Austria. Christ established a Church on earth which is above the State in matters that pertain to God, viz., forms of worship, interpretation of God's commands and scriptural word, appointing bishops and priests to office. Of necessity it must oppose laws that favor divorce and birth control, prevent children from receiving a Christian education or endanger the lives of the innocent such as abortion and mercy killings. In past history there have been abuses where State and Religion were one. When Pope Sextus IV learned the true nature of the Spanish Inquisition, he protested to no avail. The State was responsible for the abuses—not the Catholic Church as is commonly believed.

The pro-God and anti-God forces are lined up on opposite sides. No Catholic can embrace all the teachings of Communism and remain a Communist. He might be interested in the economics of Communism but he can't in conscience vote for a Communist who in turn favors the teachings of the Kremlin. He can't straddle or hedge. It is one side or the other. No American (Catholic, Jew, Protestant or unbeliever) can advocate Communism and still profess belief in the United States Constitution and the laws of the land. Fortunately in the present crisis the American concept is identical with Catholic belief. Those so called one hundred percent Americans who can't distinguish between rendering unto Caesar or unto God ... criticize the Catholic Church when it asserts its God-given-rights and opposes the State ... simply fall in with anti-God forces and carry on the work of Stalin America. ..

"Sorrowful Mother Novena Notes", Chicago.

IN SEASON AND OUT OF SEASON

Here are a few startling facts that might make us sit up and take notice. Before World War II, Hitler had taken over 100,000 square miles of territory outside Germany that did not belong to him. Today Stalin has grabbed 600,000 square miles! Totalitarian Germany ruled 28,000,000 people outside its own boundaries. Communistic Russia has enslaved 130,000,000 new subjects! Figure these comparative statistics for yourself and don't dare accuse us of being "alarmists".

Thirty years ago in Portugal, the Mother of Christ outlined world history and gave us a sure remedy to offset World War III. She was way ahead of world leaders in predicting the course of events. Three prophecies are fulfilled. (1) End of World War I. (2) World War II during the reign of Pope Pius XII (3) followed by slavery and famine and the persecution of the Church. She even named the country that was to stand between us and world peace: "If you obey my request, Russia will be converted and there will be World Peace." The fulfillment of this, the fourth and last prophecy depends on us It will come not through statesmanship, nor the horror of the atom bomb, but—through "prayer and sacrifice."

When it comes to avoiding World War III, Christians can't cease their efforts because "prayer and sacrifice" may seem out of season. Stalin is forever stalking new prey and killing all that is decent in man ... in season and out of season. If we want peace (and we do) then our counter-offensive should swell with new recruits ... following Our Lady's leadership ... in season and out of season.

Song On The Range

Grace Sayre

There's a song on the range with a rhythm
And teetering throb and beat,
It's swinging and dancing its partners
With vigorous zest and heat.

This song has the liveliest meter
As it bubbles on steam-borne wings,
Filling the air with its clatter:—
The song the tea-kettle sings.

Planned by men

By R. H. BUTZ

It's the same routine every year. By the time I'm really ready to go away on vacation I'm all fagged out. Jim never knows until the last minute just when he is to take his vacation. Of course, that isn't Jim's fault. His boss doesn't think that the men's wives should know about such minor trifles as vacations so that they could get ready.

The worst of it is that as soon as the boss tells Jim, the men at the office begin making plans for camping or fishing trips. Just as though their wives didn't exist.

I often wonder why men take the attitude that their wives have vacation all the time and why they feel put out when they are supposed to make vacation plans that will include the women.

All year long I had my heart set on taking a long motor trip this summer. Even as far back as last winter I was beginning to gather road maps and advertising folders.

★

Every time I'd get a new advertising folder about some interesting place, I'd show it to Jim and tell him just how I was planning to get there. Without paying much attention to it he'd say, "Uh, huh, I suppose that's all right," or something like that.

At the end of June I had all my plans completed. I had made an itemized list of every town we were going to visit, the mileage from one town to another, and how much we were going to pay for lodging and meals at each place. I had even planned how many miles we were going to drive each day.

On the evening of July tenth, Jim came home and said, "My vacation begins on the fifteenth. I'll have the last two weeks in July." I was glad about that, even though it was such short notice, because I always like to take my vacation in July.

"That's fine," I said, "now we can get everything ready for our motor trip."

There was a blank expression on Jim's face, as though he hadn't the slightest idea what I meant. "What trip?" he asked carelessly.

★

Imagine that. As though I hadn't been talking about the motor trip almost every day since the beginning of the year. Sometimes a person wonders what men think about all the time.

There I was, thinking all the time that he had a picture of the whole trip in his mind, all the places we were going to see, and everything we were going to do. Instead of saying, "Yes, Madge, let's get ready," he wants to know what I'm talking about.

You could have pushed me over with a feather. Honest, I felt so weak I just stared at Jim for a minute.

"What trip?" I asked mockingly. "What do you think I was doing with all those maps and travel folders? Why do you

TRAGEDY

If mortal sin were a monster, a Frankenstein, men would run from its very shadow. But since sin is a spiritual thing, something whose enormity cannot be touched with the hand and whose ugliness cannot be seen with the human eye, it is frequently an evil that has no power to frighten or to move one to repentance.

God, however, wants men to have a horror of sin. He wants them to consider it the greatest of evils. And to impress this upon their minds, he has inspired the writers of the Bible to give us some vivid accounts of the disasters that have befallen men because of their sins. It is profitable to recall some of the well-known stories that every Catholic has heard.

Adam broke God's command and an angel came from Heaven immediately and drove him out of the Garden of Paradise. With that first sin came sickness and death, and every other evil the world has known.

Onan practiced birth control and God slew him on the spot for his sin.

The citizens of the cities of Sodom and Gomorrha had given themselves up to fornication and other sins of the flesh. God destroyed the cities and their inhabitants by fire and brimstone.

Lot's wife was told, along with the rest of her family, not to turn back and look at the burning Sodom and Gomorrha. She disobeyed and she was turned into a statue of salt.

The Jews under the leadership of Moses murmured when God was good enough to feed them miraculously in the desert. A great plague came to punish them.

Men would not fall so easily into mortal sin, if they reflected on the punishments God has in store for the insults given Him and His laws.

think I was showing them to you and telling you most every day about how I was planning for our vacation?"

"Oh, those," he said in the most exasperatingly casual manner. "I didn't know you really meant to go on a motor trip. I thought you were merely enthused about the pretty pictures.

Can you beat anything like that? If I'd be the type that can cry about every little thing, I'd surely have started to bawl right then and there. I was mighty close to it, anyway.

"Oh, Jim," I complained, "how can you be so indifferent. Ever since January I've been planning for and dreaming about that trip. Sometimes when I was tired and discouraged I'd think of that trip and I'd feel so much better again."

"Gosh!" he exclaimed in an injured tone, as though I had kept something from him all this time, "if I had known that you had planned for it that way I'd have told the boys at the office not to count on me."

★

Ah ha, I might have suspected it! Always the same story. As soon as the boss tells the men when they may have their vacations they go into a huddle and plan vacations to suit themselves without so much as thinking of their wives.

"I suppose you planned to go camping for two weeks," I said hopelessly.

"No," Jim explained, "none of the boys has a tent. We thought it would be nice to rent a cottage and fishing boat at Peake Bay."

"Go fishing for two whole weeks," I exclaimed in amazement.

"Oh, we wouldn't fish every day," Ed said. "Only on nice days. The other days we could do something else and have a good time. We could go to Peake City and see the movies and baseball games. There's lots of things to do."

I was wondering whether everything had already been arranged for their stag party. "Have you rented a cottage?" I asked.

"Not yet, but we'll know tomorrow," Jim said. "Tom Ellis knows the owner and he telegraphed about it this afternoon."

"Tom Ellis," I said. "That's strange. I just saw his wife yesterday. Frances told me she had made all her plans to spend their vacation at the ritzy place on Cape Cod where they were

Pope Pius XII Gives Answer

Excerpt from Encyclical "Mediator Dei"

"Therefore, Venerable Brothers, do not cease in your pastoral care to commend and to cherish these kinds of pious exercises, from which without question saving fruits cannot but flow forth to the people entrusted to you. And this especially do not allow—which some profess, stupidly saying that liturgical rites alone have efficacy and dignity . . . and that the cult of the Virgin Mother of God, which according to the judgment of holy men is a sign of "predestination," becomes so little esteemed, especially in the period of youth, that gradually it grows cold and languishes. These ways of acting are poisoned fruits, particularly harmful to Christian piety, which arises from the infected branches of a sound tree; they are therefore to be lopped off, so that the sap of the life-giving tree alone may be able to nourish sweet and good fruit."

"Furthermore, there are other exercises of piety, which, although they do not pertain strictly to the Sacred Liturgy, nevertheless have a special power and worth, so that they may be considered in a certain way to be grafted on to the liturgical order, and they have been approved and praised again and again by this Apostolic See and by the Bishops. Among these, we refer to those prayers which are accustomed to be offered either through the month of May to the Virgin Mother of God, or through the month of June to the Most Sacred Heart of Jesus, and likewise novenas and triduums and Stations of the Cross, and others of this kind.

Because these works of piety arouse the people not only to frequent regularly the Sacrament of Penance and to participate properly and devotedly in the Eucharistic Sacrifice and in the Divine Banquet, but also to meditate on the mysteries of our redemption and to imitate the examples of the saints in heaven; therefore with salutary effect they contribute to their fruitful participation in liturgical worship.

Therefore he would do a very harmful thing and one wholly misguided who would rashly dare to take it upon himself to reform all these exercises of piety, so as to reduce them solely to the pattern and forms of liturgical rites . . .

"It cannot be affirmed, however, that modern music and chant must be entirely excluded from Catholic worship.

In fact, if these have nothing which sounds of the secular and is unbecoming to the sanctity of the place or to the liturgical actions, and if they do not spring from an inane desire for the novel and unusual, then it is certainly necessary to open to them the doors of our churches, as they can contribute in no small measure to the splendor of the sacred rites, to elevating the people's minds to higher things, and at the same time to the fostering of true devotion.

last year. You should have heard her talk about all the famous people she met there last year. They went to dances and parties almost every night and had a wonderful time."

"Tom didn't seem to think so much of that gang," Jim said. "He said most of them were putting on the dog and acted like stuffed shirts."

"How can anyone be like that?" I asked. "When a man has an opportunity to associate with real society people and doesn't appreciate them more than to call them stuffed shirts. Why can't men be sociable and appreciate the finer things in life?"

★

Jim started to fret and complain. "Why does our vacation turn into such a complicated problem each year? Why don't we just plan for a vacation without fuss or bother and have it over with?"

I told Jim that he was beginning to talk sensible. Then I proceeded to show him that I had done just that. Without fuss or bother I had planned a motor trip and the plans were so perfect that all we had to do was get in the car and drive away.

"The whole trip is exactly four thousand two hundred and seventy two miles," I explained, "and we'll see places that we've never seen before. It'll be wonderful."

Jim seemed to agree that I had planned the trip very well, but he insisted that he couldn't let the boys down now because they depended on him and if he reneged it would spoil their vacations.

The motor trip seemed to be a forlorn hope. Then why not compromise and ask the men to take their wives along to Peake Bay. After all, Jim had said that the cottage wasn't far from Peake City and that would make it easy enough for the women to go shopping and see the interesting points around the city. I suggested that to Jim.

"The boys didn't say anything about taking the women along," he replied. "Maybe the cottage isn't big enough for four couples."

★

We talked it over some more and finally Jim said he'd suggest it to the boys in the morning. Then he went out to attend a lodge meeting. As soon as he was out of the house I went to the telephone and called Frances Ellis. "Did Tom tell you what the men have planned to do?" I asked.

"I'll say he did," Frances replied. You could tell that she didn't like it a bit. "Every year we have to go through the same argument and I'm so tired of vacation troubles that I could sit down and cry for a week."

I told Frances that if the men were so dead set on going salt water fishing, we could just as well go along. "There must be lots of things to do around Peake City," I said, "and we can have our fun while the men go fishing."

"That's an idea at least," Frances agreed. "So far I've been stunned. I'm going to call Althea Morgan and Henrietta Sayer and find out what they think about the idea."

★

In no time at all the four of us had agreed that we were going to Peake Bay with the men. It didn't seem like much of a vacation but at least it was something to look forward to instead of just nothing at all. I asked Frances if we could really count on going.

"Oh, definitely," Frances assured me. "But we'll have to hustle if we want to get some clothes. I don't have a thing for a salt water fishing trip."

It took quite a bit of planning to decide upon the right kind of clothes for that kind of a vacation. Henrietta Sayer had been on a fishing cruise some years before, so we decided that the four of us would go to the city in the morning to do our shopping.

We met at the station in the morning and Henrietta said we'd have no trouble at all getting what we needed for our trip. But it wasn't as easy as

The Old And Precious Things

Blanche Yvonne Mosler

Let us go back to old and precious things:
To simple things we loved and knew were right;
Let us find peace again where walls were strong
And lifted in the glow of firelight.

Remember when the winter twilight came,
It found the family happy . . . waiting there;
And when the night came on, it watched them kneel,
Quite unashamed to join in evening prayer.

The father was, perhaps, a craftsman true,
As Joseph, once! He used his talents well.
He taught his children dignity and grace,
To say the Angelus at evening bell.

Such simple things, I know, yet they'll live on,
When all the modern words have all been said;
Listen. From an old kitchen some one sings,
It must be Mother . . . kneading family bread.

It must have been that way in Nazareth:
Quiet and lovely. Soft light on a floor.
While Faith and Hope stood winged within the heart,
And Love and Peace stood smiling at the door!

all that. I had no idea it would be so difficult to buy just the right things to wear on a fishing trip.

When we returned from the city that evening we were all so dead tired that we were actually unsociable. Jim was waiting for me at home. I dumped an arm full of packages right on the floor.

"What's all that?" he asked.

"I needed some clothes for my vacation," I said. "I didn't have the right kind of clothes to go fishing and running around at Peakes Bay."

★

The way he looked at those packages you'd thought I had committed a crime. "You wouldn't need much to wear for a fishing trip," he mumbled. "Any old togs would do. If you'd wear anything good going fishing, you'd just ruin it."

Imagine me going to a strange place and running around in the oldest clothes I have. Men can't seem to understand the propriety of things. I guess they're too dense. Anyway I had everything for my vacation outfit and I intended to wear each piece.

Jim wasn't in a happy mood, but after I had finished talking he said that we weren't going to Peakes Bay. "Can't get the cottage," he said. "Tom thinks we can get a cottage at Long Lake, and if we can get that we'll go there instead."

"But that's up in the mountains," I almost cried, "and here we prepared to go salt water fishing."

"Can't help it," Jim replied. "I didn't say that we were sure about it in the first place."

Could anyone think of something worse. Here the four of us had almost killed ourselves getting outfitted to go salt water fishing, and now the men were planning to go to a mountain lake instead.

Men are so unstable. I'll never be able to understand why women depend on them. First they say they are going to do one thing, then they turn around and do exactly the opposite. I collapsed into a chair. My head was in a whirl. What to do now. Surely we couldn't take these clothes to a mountain lake. Why we'd be the laughing stock of everybody else at the resort.

★

I hadn't even had time to think what to do when Francis called me on the phone. "Oh, Madge," she wailed, "these men will drive us crazy. First they're going salt water fishing, now they're going to the mountains, and goodness knows what next they'll want to do. I'm so nervous and fidgety I could jump to the ceiling."

"Whatever will we do with all the clothes we bought?" I asked.

"That's why I called you right away," she said. "We'll have to take everything back to the city in the morning and exchange the things for clothes that are proper to wear at a mountain resort. It's the only thing we can do. I'll meet you at the station for the 7:17 train in the morning. I'm sorry, Madge, but I'm too nervous to talk more now."

So there we were again, four women carting back to the city every single thing we had purchased the day before. And did we have a hectic day! I'll remember it for years. The salespeople were positively crude the way they looked at us and the remarks they made. And all we were trying to do was to exchange things we couldn't use for something we could use. The worst of it was that they had so few nice things for wear in the mountains and it took hours and hours to make the exchanges.

When we returned home in the evening I had a headache, Frances had a sick stomach, Henrietta cried all the way home and Althea was so surly and snippy that we couldn't talk to her. It's terrible the way men mistreat their wives and think nothing of it.

Jim barged in through the door while I was lying on the couch trying to keep my head

MOTHERS

Eileen Hall

When Mary tucked her little Boy in bed,
His shining curls still damp,
And fragrant from His bath,
I know how she caressed her Darling's head,
And how she thrilled to touch
His soft, smooth baby flesh,—
For I've a little laddie of my own!

I know just how her heart was swelled with joy,
When chubby baby arms
Around her neck were pressed,
And how she kissed her precious little Boy,
The soft folds of His neck,
His tiny, round, pink toes,—
For I've a little laddie of my own!

But oh, what kept her mother heart from breaking
To know, those hands and feet
Cruel nails would someday pierce,
Sharp thorns a crown for those bright curls making?
Sweet Mary, what you bore
No other mother could,—
For I've a little laddie of my own!

quiet. He was whistling and laughing. "Say, Madge," he called, "we can't have that cottage at the lake. Someone else got it yesterday, so we're not going to the lake. Where are you, Madge?"

★

That was the last straw. I tried to answer Jim, but I began to feel cold and stiff. A person can take just so much and no more. It's good I was lying down because I fainted away right there on the couch.

The next thing I knew Doctor Templin had his hand on my wrist and Jim was asking him questions.

"Nothing serious, Jim," the doctor was saying, "it seems to be some kind of nervous reaction. Has she been under strong nervous tension lately?"

And what do you think Jim said? "No, nothing that I know should have made her nervous. She seemed to be having a swell time planning for our vacation."

I had a good mind to tell them just what I thought of men and their thoughtlessness. Instead I said, "I'm all right, Doctor. I must have exerted myself too much today, but I feel better now."

Doctor Templin put a handfull of green pills in an envelope and told me to take one every hour to ease my nerves. As though pills could do that.

After the doctor had gone Jim snuggled up beside me on the couch. I wanted to be real angry and tell him how miserable he had made me.

"Gosh, Madge," he almost wailed, "I had no idea you were getting a case of nerves." How could I be angry when I knew he was really concerned about me. "You'll have to take things easier from now on. I can't let my sweetheart get sick." And then he kissed me until I forgot all about the headache.

I didn't have the courage to tell him all I'd been through that day. I knew that if I'd have to do the same thing tomorrow I'd really be sick.

"I think I'd just as soon not have any vacation now," I said.

"Just because we can't go to the lake?" he asked. "Bosh, who cares about the old lake anyhow?"

"But where else could we go now?" I asked. "We have only two more days until the fifteenth."

"We talked it over at the office and decided what to do. It's all settled now."

Maybe I should have fainted again. So everything was settled, just like that.

"Oh, Jim, don't tell me you men made different plans again? Where are you going this time?" I really quivered while I waited for his answer.

I could tell by the way he grinned that he was awfully well pleased with himself. When he wears that kind of a grin anything can happen.

"We decided we'd let the women follow their original plans. So we'll go on that motor trip, Madge."

That was too much. I just had to cry. I pulled Jim's head down and held him close while I cried and kissed him at the same time.

"I'm sorry, dear," he apologized, "if you don't like the way we finally decided. It's too bad there won't be much time to get new clothes for the trip."

"Clothes," I said airily, "who cares about new clothes. I'll be perfectly happy to wear any old thing."

For the Despairing - -

St. Margaret of Cortona, who lived in the thirteenth century, is one of the supreme models of repentance after a life of rebellion against God. After her conversion she spent much of her time when not engaged in work of charity protrate before a crucifix, weeping for her infidelities and begging God for pardon.

One day, as she was weeping thus, Christ spoke to her from the cross:

"What do you wish, my poor sinner?"

"Lord Jesus," answered the saint, "I seek only You and I wish only for You."

Thereupon Christ looked upon her with such tenderness and love that her heart leaped within her breast, and she cried out with joy:

"Lord, how is it that you have cast your eyes of mercy upon me, who have fallen so low?"

And Christ answered her:

"Because I have destined thee to be the net of sinners, and a light to those walking in the darkness of vice. I desire the example of thy conversion to preach hopefulness to those who are despairing. I wish that ages to come may be convinced that I am always ready to open the arms of my mercy to the prodigal son who returns to me in the sincerity of his heart.

★ The Missionary Doctor ★

Some Catholics speak as if priests and religious had a monopoly on spiritual heroism. While the words of St. Bernard are ever true: "In the religious state a man falls more rarely, rises more quickly"—still the cloister has no exclusive claims on sanctity. St. Paul's plea: "Be ye followers of me, as I am of Christ," were addressed to laymen. A glance at the calendar of saints will show how that challenge has been answered. Indeed, a few years ago, Dr. Seldon Delaney wrote an intriguing book on a class of saintly laymen whose vocation is apt to be regarded as a closed door to sanctity. The book was, "Married Saints".

The Pope's insistent call to the Lay Apostolate and Catholic Action, the Liturgical Movement, the Lay Retreat Movement are all tending to rear a generation of Catholics who drink deeply of the spiritual life. Throughout the Church this life flowers naturally into the missionary spirit. Many are making sacrifices to spread the Divine Life to all men. Some have made a supreme sacrifice. To the latter belongs the missionary doctor who accompanies the priests and sisters to the foreign missions.

In the person of the missionary doctor, Christ the Healer, trods the earth again, doing good. The exercise of Christian Charity, particularly the care of the sick, is a precious heritage from the Master and adorns every page of the History of the Church. However, since Christ conferred miraculous powers upon but few of his missionaries, the Church has made use of the best that the science of each age had to offer to the service of charity. Today, she enlists the most modern medical practices.

A few months ago, the Medical Missionary Institute of Wuerzburg (Germany) published its fifteenth "Annual Report", a volume which affords an arresting insight into the spirit of the missionary doctor. The first aim of the Institute is to help its members build a solid spiritual foundation for their apostolate. For external works must be grounded on personal holiness or remain barren. According to its statutes: "The vocation of the medical missionary must be the means of continual increase in the love of God and of reaching the goal of our earthly life, the salvation of our own souls . . . It will be incumbent upon the members to present to pagan nations, through the practice of medicine, an essential function of our Holy Church, namely, Christian Charity. Accordingly, let them be filled with the merciful love of the Saviour toward the sick and suffering, and let them ever take this love as their ideal."

Their motives must be the purest. The missionary doctor must "devote himself to his lofty calling from completely supernatural motives, with trust in God, fortitude, and a keen spirit of sacrifice. . . . The Medical Missionary vocation must rest upon sincere devotion to the Faith, to the cause of the Saviour and His holy Church. Its principles must be kindly assistance, without earthly reward; humble service, without thirst for honor or distinction."

The statutes of the Medical Missionary Institute seek to lift its members clear of all selfish aspirations and raise their souls into the rarer regions of supernatural love. A lofty height for a fallen nature! But God has provided three powerful supports to sustain the wavering will. They are: Prayer, Sacrifice, Love. "The doctor who stands on these supports will go about his duties as Christ went among men. To all who meet him he will be like the dawn after eternal night, like a meeting with God."

The statutes do not stop with painting a glowing spiritual ideal. They must perforce lay down regulations for the cultural and professional training of the members and face many problems peculiar to such an organization. There are questions of security for old age, the woman doctor, the doctor's wife, provision for the doctor's family. A peculiar difficulty for students is the fact that German medical examinations are not recognized for English territories. Africa happens to be the principal mission field of the Institute and England happens to rule most of Africa. The students must therefore make a second examination and obtain their license in England. Perhaps only a physician can appreciate the hardship of preparing for a medical examination in a foreign language.

During the past fifteen years the Institute has struggled up from precarious beginnings and has achieved a worthy record. It has sent out thirty-seven doctors, men and women. Some of them died in action; others have returned to their native land after completing ten years of difficult apostolate. At the present date the Institute numbers one hundred and fifty members, of whom seventy are doctors. Twenty-two doctors are in the missions and seventy-three students are preparing for their career.

Graphic descriptions of medical work in the missions, written by the doctors, themselves, occupy the second half of the "Report". A few samples must suffice to give the reader an idea of the magnitude and difficulty of the task they face.

Dr. Dufey, of Anua, Southern Nigeria, Africa, tells of the foundation of the Society of Medical Missionaries of Mary, which was inaugurated by the Prefect Apostolic of Calabar to foster the work of the missionaries, especially by caring for mothers and children, though not excluding other fields of the medical profession. The Society is a religious organization especially suited to the demands of infirmaries and hospitals. Two of the members have already taken over their duties in the Catholic Infirmary of Anua.

The following account of Dr. Krause, of Okowango, Southwest Africa, describes the utter misery of the heathen world as it presents itself to the eyes of a physician:

"What makes the work here so difficult is the attitude of the natives. In most cases any missionary effort meets with perfect passivity. If you give them what they beg, you are lord and master. If you refuse them, they talk of you in other terms. The very notion of brotherly love seems incomprehensible to them. They are quite generally convinced that we have come to Okowango to make money.

"These men are not only without any love for Europeans, but even for one another. Mother love itself is atrophied. Once the child can run about, it must shift for itself. When it is hungry it preys on mice, fish or whatever it can catch. Small animals are cooked, hair and all, over a fire and the meal is ready. We cannot speak of child rearing. The urchins never think of obeying parents. If the child gets a notion to go to school, he goes. Parents' wishes have no influence.

"If anyone falls sick among them, he will be more or less cared for, provided the illness is not serious. If it should be serious, the victim is too often left to his fate. It is the sombre truth that many of them are buried alive. In all this we meet paganism in all its stark cruelty.

"Those blissfully simple minds, who, with visions of the naturally noble pagan, declare missions useless, would quickly change their ideas here. Pagans are cruel men, ever ready to take advantage of a neighbor's misery. They are fawning and submissive only when they expect a favor. The same wretch who is your slave at one moment will become your enemy when your fortunes change.

"A short time ago I had a man in the infirmary with a bad case of pneumonia. He had been running a high fever for several days and I had one of his friends sleep near him to awaken me should the need arise. One fine morning there was only one man there—the healthy one. The patient had disappeared with a blanket and two pillows. I sent his friend to look for him. Later I saw a man staggering along the fence. It was my patient, raving with delirium. We discovered that others had seen him but would tell neither me nor the sisters. They were all afraid of him. They thought that the ghost of a dead person had entered him and that he would spread disease.

"This mission is a struggle of Christian Charity against loveless paganism. Missionaries and sisters have made enormous sacrifices here, far from the rest of the world, and those who lie in their graves here have made the supreme sacrifice of their life, in the cause of Christian Charity.

"I have been practising here almost two years as medical missionary and am trying to bring my work into harmony with the efforts of the mission. As often as possible I make trips to the outlying villages to tend the sick. Last year I spent 115 days on the road. Here at the mission station the infirmary is well equipped. On principle I accept patients who have no chance of recovery. This practice has its disadvantages but I am determined to show the natives that dying people must not be abandoned.

"I have slowly won the confidence of the natives. Office hours are not possible. Every morning at 6:30 I find a group sitting before the door of the infirmary. In the first two months of 1938 I handled as many cases as in the first six months of the preceding year."

Dr. Martha Ditton, in the chapter "Sidelights on Five Years in Umiamli", tells a more cheerful story. She writes: "The infirmary has been recognized by the South African Government as a State Nursing School for colored girls. We were proud that a German institution, situated in a district no longer German, had received this distinction." One day, Dr. Ditton was called to the side of a woman in difficult child-birth. While she was at work, one of the women standing near fell upon her knees and began to pray aloud: "God, give the white woman power so that the child may be born. May your love reward the trouble she takes for us blacks. We are poor and stupid. But she is wise. If you give her the power, the little one will be born and its mother will live."

Thus, hidden away from the eyes of an unsuspecting world, cultured men and women are at this very moment sacrificing promising careers to spend themselves in the service of Christian Charity. Their work is among men incapable of appraising their marvellous skill or of appreciating their high ideals. Those ideals must be held high, very high, to sustain their spirit. Their wills must be steeled to ingratitude and indifference. Only a supernatural life and outlook can carry them through. "What ye did to the least of these my brethren . . . ye did to Me."

Our Lady of the Prairies

By Hugh P. McCabe, O.M.I.

Take a map of the Province of Saskatchewan, in the Canadian Northwest, and you will be able to locate the little town of Duck Lake, about sixty miles north of Saskatoon and forty miles south of Prince Albert. Search as you will, however, you will not find the settlement of Saint Laurent, because Saint Laurent is no more. Only its ruins remain, ruins which sleep in a vast wilderness full of memories and mystery. Yet each year, on July 16, this former village of Saint Laurent awakes from its sleep; and therein lies our story.

It was in the spring of 1874 that the Oblates of Mary Immaculate started the construction of a mission in this desolate region. Four years later, Brother Jean Pierre Marie Piquet, O.M.I., arrived at Saint Laurent. Brother Piquet was born in Arudy, about twenty miles from Lourdes, France. There he had often seen the rock of Massabielle, where the Blessed Virgin appeared to St. Bernadette. He even knew Bernadette, who was only four years his senior.

When Brother Piquet first beheld the little fountain, halfway up the hill, which supplied the water of the mission, he was greatly impressed by the setting of the landscape. Everything reminded him of Lourdes; the steep cliff, the streamlet oozing from the earth, the little brook. Even the dull rumblings of the Saskatchewan river recalled France's miraculous grotto. Brother Piquet had a dream of a shrine to Mary at Saint Laurent. He confided this dream to Father Fourmond, O.M.I., his superior. Both hoped that one day the dream would be fulfilled and together they went to this spot to pray as long as the season permitted.

Brother Piquet was soon transferred from the mission, but Father Fourmond continued his pious pilgrimages to the spring halfway up the hill. In 1881 he had a notch carved in a tree near the fountain, and here he placed a picture of the Apparition of Lourdes. Time and weather, however, soon destroyed the picture so that nothing remained but a scrap of paper, soiled and torn.

Then in July of that year, Miss Dorval, a new school mistress, arrived at the mission to help the Fathers in their work. Father Fourmond showed her his little sanctuary and asked her to bring the children there to recite the Rosary. At Miss Dorval's suggestion Father Fourmond obtained a statue of Our Lady of Pontmain to replace the picture in the notch of the tree. This was the first shrine of Our Lady of Saint Laurent.





In 1882 Brother Piquet returned to his beloved Saint Laurent. He set about erecting, close to the spring, a grotto where Our Lady would be glorified. After he had made considerable progress in this work, Father Soullier, accompanied by Father Tabaret, arrived from Rome for a visitation of the missions. In the person of Father Soullier, Brother Piquet met his first disappointment. The visitor disapproved of the shrine and ordered the work discontinued. Brother Piquet submitted to the orders of his superior and patiently awaited a more propitious time.

The time was not long in coming. Not far from Saint Laurent there lived one of the most influential members of the colony, Charles Nolin. For years his life had been saddened by his wife's wasting sickness. She hemorrhaged daily. The best physicians in the district could not arrest the progress of the disease and, after ten years of suffering, no one doubted that the end was near.

Brother Piquet, who was interested in the invalid, advised her to make a novena and to promise a statue of Our Lady for Saint Laurent if she were cured. On December the 16th, in the company of all her neighbors, she began her novena. That evening the Rosary was recited, the triumphant hymn of Our Lady of Victories was chanted and the litany of Lor-

The deserted village of Saint Laurent, deep in the Saskatchewan wilderness, comes to life each summer as thousands of pilgrims pray at Our Lady's Shrine.





The present Statue and Chapel at Duck Lake.

etta was said. Then the youngest member of the family rubbed the ailing limbs of the patient with Lourdes water. From this moment on, Mrs. Nolin enjoyed perfect health until her death in May, 1922, at the age of seventy-nine years.

In the year 1885, when Mrs. Nolin regained her health, a tragic event was taking shape in Saskatchewan—the Riel Rebellion. Around the year 1875, Father Andre, O.M.I., had persuaded the Metis or halfbreeds to settle in the country of Saint Laurent. Now, in 1885, these people requested a regular survey of their lands and the title deeds of the farms on which they lived, but the government turned a deaf ear to their demands.

Louis Riel, who had been exiled to the United States, was recalled to take a hand in the affairs which were troubling the colony.

Charles Nolin, knowing of Riel's real plans, attempted to arrest the progress of his dangerous enterprise. This failing, he begged Father Fourmond to begin a novena of prayers at the shrine of Our Lady of Saint Laurent. But before the novena terminated, Louis Riel raised the standard of revolt.

The blood of rebellion was shed everywhere in the surrounding country but not one drop was spilled in the neighborhood of Saint Laurent. Charles Nolin, grateful to Our Lady for the protection which she gave him during the dangers of the revolution, hastened to fulfil his vow and ordered the statue for the grotto of Saint Laurent. The shrine from this moment became the terminus of processions organized by Father Fourmond on the feasts of the Blessed Virgin and the daily rendezvous of people in quest of Mary's favor.

By the year 1893 there was nothing left of the village of Saint Laurent. The place was deserted and the buildings were in a state of decay. Yet it was in this year that the Shrine of Our Lady took on a new lease of life.

Brother Guillet, O.M.I., had been a cripple for ten years. He was stationed at Prince Albert and could not make the pilgrimage to Saint Laurent. On September 12, 1893, however, in the cathedral at Prince Albert, he began a novena to Our Lady of Lourdes. On September 20, he was transferred to Duck Lake, and the next day he journeyed on foot six agonizing miles to the shrine of Our Lady of St. Laurent. Here he concluded his novena and his cure was so complete that he threw himself heart and soul into the work which was begun by Brother Piquet.

In 1935, Father Delmas, O.M.I., director of the shrine, was celebrating his twenty-fifth anniversary as superior of the Indian School at Duck Lake. He kindly invited me to preach the English sermon at his celebration and also to preach at the pilgrimage on the following day. Arriving at the school a few days ahead of schedule, I was curious to see the shrine of Our Lady of Saint Laurent. With the Indian agent as a guide, we took the main road which runs from Duck Lake to Prince Albert. Then, after a few miles, we came to a branch road which wended its way through forest and thicket. On emerging from the thicket, we beheld a sight of desolation, a deserted village crumbling from decay.

Lost in the solitude of the forest we saw the ruins of Saint Laurent. The only sign of life was the singing of the birds and the faint rustle of the gophers as they dashed for the safety of their holes. Then, descending to the valley below, we saw for the first time the shrine of Our Lady. It is not an imposing basilica, nor a magnificent church. It is a simple grotto built into the side of the hill. The blue of the heaven is its canopy and the stately trees of the forest are its walls.

On the afternoon of July 15, the lonely roads of the Canadian prairie began to hum with activity. First to appear were the Indians. In battered wagons which lazily rumbled over dusty surfaces, the redskins travelled from far and wide. Then came the white man in more up-to-date carriages and automobiles. People emerged from all direc-

tions, for all roads on that day led to Saint Laurent. By nightfall the encampments were set up and camp fires began to blaze. The prairie was aglow with flames to announce that July 16, the feast of Our Lady of Mt. Carmel, was at hand. In their open-air confessionals, a dozen missionaries were busy reconciling souls to God.

At the first glimmering of dawn, pilgrims began pouring in again from near and far. The confessionals were besieged anew and over three thousand received Holy Communion at the numerous Masses. Starting at seven o'clock, each nationality in turn had its own Mass. Sermons were preached in six different languages. Finally, at ten o'clock, about nine thousand pilgrims assembled on the hillsides for the Solemn Mass which concluded the morning service.

After the mid-day pause for lunch, the shrine bell rang out and the procession was organized. Banners were unfurled and the Indians, sure guides in the forest, led the way. They were followed in turn by the Slavs, the Germans, the Hungarians, the English, the Irish and the French. From the shrine in the valley the procession made its way to the tableland above. Here Benediction was given and the procession returned to the main altar of the shrine.

During this lengthy program, for close to an hour and a half, a hymn to the Blessed Virgin was chanted in six languages. As one eye witness has so beautifully stated, "How can one translate the charm of the Christian soul in that diversity of languages, blending in harmony in the expression of a like worship in the unity of the Church? It is a magnificent triumphal march of all tribes, of all languages and of all nations to honor the Host of the Tabernacle and His Divine Mother. In that Christian Babel, in that Pentecost of idioms, no discordant cry can be heard; there is but one heart, one soul, one voice."

It is the heart, the soul, and the voice of nine thousand pilgrims singing the praises of Mary—pilgrims who come on July 16, to give life to the village of Saint Laurent, which throughout the years sleeps in a vast wilderness full of mystery and memories.

"Theology or Somethin'"

By James A. Sheehan, O.M.I.

A SHORT STORY

It was the eleventh Sunday after Pentecost. Father Scully finished reading the Gospel, reverently kissed the book, put it down before him on the pulpit, cleared his throat, looked over his parishioners with a kindly, attentive eye (not missing the fifth pew where Delia Fee sat in her accustomed place gazing back at him with gimlet-eyed attention) and launched into his sermon:

"The Gospel today tells the story of a man who was deaf and who spoke with difficulty. His friends besought the Lord that He might cure him. And the Lord in His kindness and mercy heard their prayers. He put his fingers into the man's ears, and spitting, He touched his tongue, and He said, 'Be thou opened.' The Gospel tells us that he recovered his hearing and that 'he spoke right.' I'll repeat that 'He spoke right'."

("O!" groaned Delia inwardly, "He's off again on his favorite subject. We're in for it now. He's going to rake over the talkers. Repeat, repeat, repeat — that's all he does.")

"Notice, my dear people," went on Fr. Scully, "I repeated, 'He spoke right.' There are so many of us who have had the power of speech all our lives and have been speaking wrong."

("I knew it." Delia consciously donned her air of martyrdom. "I've heard this a hundred times.")

"Some people don't talk right because they talk too much. And when people talk too much they have to seek for conversational ammunition in their neighbors. Nice things are not interesting enough. So they tell things that are not nice. Sometimes they even invent things that are not nice. Therefore they don't speak right; they speak wrong. They use the power of speech that God has given them to commit sin and to bring down destruction on themselves and the people they talk about."

"Oh-oh," from Delia. "Why doesn't he turn over that record? It's worn out.")

Father Scully pursued the thread of his thought for fifteen minutes. Delia listened attentively, but not because the sermon applied to her. Her interest was chiefly for the purpose of counting how many times Father Scully would say the same thing over. ("He repeats too much; why doesn't he give us some theology or somethin'?")

Finally the preacher found himself in the concluding paragraph. "So, my dear friends," said he, "in closing let me put what I have said in a nutshell. You can't talk very much without talking about your neighbors. And it's pretty hard to talk very much about your neighbors without committing calumny or detraction or both. So, in order to have the blesisng of God on your tongue, either speak right or just listen. God bless you."

"Humph," Delia's air was now triumphant. "I've had to

listen for twenty minutes, but now it's over.")

* * *

The Mass was finished. The congregation crowded into the aisles. Minnie Shade at the organ was not pulling any punches in playing the recessional.

Outside the door of the church Delia beamed on her friend Masie Cunnene.

"Good morning, Masie. How are you? It's a great morning, thank God."

Arm in arm Delia and Masie sauntered down State Street towards the apartment house where they both lived.

"And what did you think of Father Scully this morning, Masie? At least thirty-two Sundays out of the fifty-two he repeats the same ideas. The people talk too much. Or they talk about their neighbors. Or they tell lies. You'd think all the people do is talk. Why doesn't he give us some theology or somethin'?

"Oh, look! There goes Jerry Sloane into his house. I heard that he got back from France last night. Don't he look natty in his uniform? But only God knows what's happened to him since he's been away from his mother. They say it's not their prayers that soldiers learn while they're away. The temptations are awful—all the swearing and drinking and carrying on. And Jerry was over there four years! They say it was only the strong characters that remained the same boys that left their mothers. And Jerry never looked like a strong character to me.

"Let's drop in on him, and his mother. The poor woman can probably stand a kind word. It can't be all joy, I imagine, welcoming a boy home from the wars after four years. I suppose he has war nerves at least."

Mrs. Sloane, her face wreathed in smiles, answered the door bell.

"O, come in Delia! Come in Masie! I'm almost breathless with joy. Have you seen Jerry? My, I'm so proud of him. He has the bronze star and the purple leart and a good conduct medal! Heavens, what a lucky mother I am! God has been so good to me! I could hardly sleep a wink all night. Especially because Jerry told me he wants to go to the seminary to be a priest!"

* * *

In the parlor Delia solemnly folded Jerry in her arms. Her eyes were brimming.

"We're all proud of you, dear. I always said you were a grand boy. Look at those ribbons on your chest! Your mother says one of them is for good deportment! God bless you, no wonder you're going to be a priest.

"Well, my prayers will go with you. I'm sure you'll be as good a priest as you were a soldier.

"But just a word of advice, Jerry. When you're a priest, don't be repeatin' all the time like Father Scully. Give the people some theology or somethin'."



Botticelli

MADONNA

How to say the Rosary

The Rosary is story-telling time accompanied by prayer. Mary, the Blessed Mother of God, is the story-teller. We are the listeners. In every Rosary Mary tells us five different stories. Each one of these deals with an important event that once took place in her life and in the life of her Divine Son.

We begin the Rosary by touching the crucifix, and saying while fingering it the first rosary-prayer, the "I believe in God." This prayer is sort of a short preview of what is to follow. It brings to mind some of the principal actors and scenes Our Blessed Lady will describe during the course of the Rosary. "The Father Almighty ... Jesus Christ, His Son ... Mary ... Pontius Pilate ... crucified ... died ... rose again ... ascended into Heaven."

The second rosary-prayer is then said—the Our Father. Here we are to remember that it was Our Heavenly Father and His Goodness towards us that gave us Jesus and Mary and Redemption. Three Hail Marys follow the Our Father. During these prayers we pray for Faith, Hope and Charity, the virtues that must be practiced in understanding and profiting from the rosary.

Next comes the last prayer of this introductory section of the rosary which prepares us for the entrance of Mary on the stage. This prayer, the Glory Be To The Father, is always a closing prayer. It is an act of praise we give to the Three Persons in God for their part in the events the Mother of God describes.

Now Mary enters. We first announce to ourselves the scene we are about to consider or the leader of a group does that for us. We should immediately try to imagine the scene as Mary saw, and we have every reason to believe that Christ in some supernatural way allowed His mother to see Him go through all his sufferings, even though she was not physically present. While looking at the scene we say one Our Father, ten Hail Marys and one Glory Be To The Father. Of course some scene can carry us away, and we may forget Mary and the prayers we are saying. We are not to worry about this; the Rosary is still an act of devotion to Mary, because we are reflecting on the things which make us love and serve her Son better. Occasionally our attention will be drawn to some phrase of the Hail Mary we are saying and we will want to weave this into our reflection, like "Pray for us sinners," when we see how much Christ suffered for our sins in the Agony in the Garden.

Beginners at the work of meditation or reflection on the Mysteries (events) of the Rosary should know by memory definite virtues to be looked for in each scene; for instance humility in the Annunciation scene and patience in the Scourging scene. (In the Rosary section of the Notre Dame Prayerbook, p. 31, you have such a list).

The Rosary of five decades said in this fashion will not take long to complete, maybe twelve minutes. Thinking about the life of Christ and His Blessed Mother is bound to bring joy and refreshment to ones heart. And since meditation is prayer just as much as vocal prayer, there will be an increase in virtue and in blessings of every sort.

"With desolation is the world made desolate, because no man thinketh in his heart." The rosary is prayerful thinking. Carry the rosary beads with you. By fingering them you tune in on Mary and the greatest stories ever told.

In all thy works remember thy last end, and thou shalt never sin.

Rejoice not at the death of thy enemy; knowing that we all die, and are not willing that others should rejoice at our death.

Forsake not an old friend, for the new will not be like to him.

A new friend is as new wine: it shall grow old, and thou shalt drink it with pleasure.

Once to Every Man

By RAYMOND SCHOEDER

For the first week after Lydia Berke arrived at the Spenser home everything went fine. George Spenser decided Miss Berke was one of the nicest school-teachers he'd ever met. Gradually forgot the irritation he'd first experienced when Martha told him she had invited her former college classmate to spend a month of her summer vacation at their home. It was going to be a pleasant experience for all of them.

Then, too, Lydia always helped Martha in the kitchen. And she was always showing their two little daughters some new and fascinating game. For usually shy children of six and eight years, Catherine and Caroline had made friends with their guest in a matter of minutes.

During the first week they spent one evening at a motion picture, several more playing three-handed bridge; they visited with old friends and acquaintances and on Sunday had a family picnic at a nearby park.

Lydia became the spark in their family life. She was forever smiling and relating some happy incident, or explaining some new stunt for the children. George found himself looking forward to her jolly banter. He hurried home from the office at the earliest opportunity.

At the beginning of the second week it occurred to George that he was developing a strange fascination for Lydia Berke. He fought against it, assured himself it was nothing serious. But when at home he found himself unconsciously comparing Lydia and Martha. Though the two former school mates were approximately the same age, lack of responsibility and sufficient time and money had enabled Lydia to preserve her beauty. And George never saw her without make-up. Her face was always made up with just the correct amount of powder and rouge and she wore the very latest styles in clothes and they were obviously of the most expensive type.

Seated in an upholstered chair in the living room, George could see into the kitchen and he often compared the women. Lydia, dressed and made up like a movie queen, and his own Martha, in just a plain housedress, and usually she hadn't time to pat even a few grains of powder on her cheeks.

George realized it wasn't fair to compare his wife with Lydia. Martha had given him two fine, healthy children, and had worked so hard to keep up and improve their little home. Lydia had no responsibilities except to beautify herself, of which she was doing a very fine job. George remembered she did not even have any religious responsibilities. She always bowed her head respectfully at mealtime when they made the Sign of the Cross and said grace but she never spoke of any religious beliefs of her own.

As the second week of Lydia's visit drew to a close, George somehow found himself more and more in her company. Once she went downtown shopping and drove with him as he returned to his office after lunch. Another time he was going golfing and she said she'd like to go along. One evening they were going to the show and as Martha wasn't feeling well, she suggested he take Lydia and the children. And lately he'd noticed too that Lydia seemed prettier than ever. Was she taking special pains with her make-up or what?

On Monday morning of the third week, George Spenser locked himself in his private office at the Spenser Distributing Company and decided to do some heavy thinking.

He knew now that he was becoming infatuated with this fascinating school-teacher. His every waking thought was of Lydia. He'd fought this thing and prayed for strength, but her smiling face was ever before his eyes. George remembered reading that once in every married man's life there comes an infatuation for another woman. He'd scoffed at the idea. There

SPRING RAIN

The soft rain falls from heaven
Upon the earthen sod,
All finite things, birds, creatures, plants,
Awake, look up, thank God.

For God sends down the blessed rain
To quench our anguished thirst,
To make the birds sing sweeter still,
To make the seedlings swell and burst.

The trees their leafy arms upraise;
The flowers their buds unfold;
The buds come through the swollen bark
Into a world already old.

All nature takes on golden hues,
Her somber garb she feign
Would cast aside; all answer to
God's lovely gift—the rain.

could never be anyone to take the place of good faithful Martha. But here it was, and, unless he did something drastic, there was a good chance of the happiness of his home going up in smoke.

There were two weeks more in Lydia's scheduled visit. George shuddered to think of what could happen in that time. They couldn't very well tell her to leave, either, not after Martha had invited her to stay a month and Lydia had travelled almost a thousand miles to accept the invitation.

George prayed silently for guidance. How could he possibly dare see Lydia every day for another two weeks after what had already happened?

That was it! There's the answer! He wouldn't see her. He'd go away for two weeks, until she had left their home.

Once he made a decision George acted quickly. He phoned a summer resort in the north woods and made reservations for a two week stay.

Early next morning before the children were up, George sprang the surprise of her life on Martha. Instead of being dressed for work, she found him in their room ready for travel. Requesting her not to ask any questions, he declared:

"Dear Martha: I am forced to leave town unexpectedly and expect to be gone at least two weeks. There is money enough in the bank to take care of all your needs. I'll send you my address later on, and if Miss Berke leaves before I get back tell her good-bye for me and how much we enjoyed her visit."

It was easy to make arrangements at his office since it was his own business and his subordinates could handle things in his absence.

It was late evening before George reached the small cabin at Northland which was to be his home for two weeks. He'd used most of his valid gas coupons in reaching his destination. George laughed. He'd really have to stay two weeks until the next gas coupons became valid.

George Spenser tried to occupy every minute of his time at Northland. He didn't want to give himself any time to think of Lydia Berke. He started each day by making his own breakfast. Then he'd tramp into the village and attend Mass at eight o'clock. After that he'd fish on Northland Lake or a nearby river until noon. Afternoons he'd sometimes spend visiting with some of the natives or he'd go golfing or fish some more. By evening he was usually so tired he was glad to sleep as soon as he'd finished with his evening meal. And in between during leisure moments of the day he remembered to pray.

George finished his forced two week's vacation feeling stronger, physically, mentally and especially spiritually. His face was the color of bronze from continual exposure to the sun. He'd had two letters from Martha, both rather vague in tone, but full of inquiries as to why he'd been forced to leave in such a hurry.

Now, as each turn of the car's whels brought him nearer home, George wondered just what sort of a reception he'd receive? He'd left so suddenly and with no explanation. Then there was the nature of Martha's letters ... suppose he didn't find her at home? She could hardly have failed to notice his coldness to her those last few days at home. And she must have seen his growing interest in their guest.

George felt ashamed for his foolish interest in Lydia Berke. He'd been intrigued by everyday association with a glamorous woman. It was a fool's paradise compared with the deep, sincere love Martha had shown him for over ten years. He was glad, though, that he had gone into veritable retreat for two weeks, to take himself away from the temptation. If only Martha would understand. George decided to tell her the whole truth, whatever the consequences.

The place seemed deserted when George stopped in front of their story and a half bungalow. Usually Catherine and Caroline would fly out of the house to greet him or they'd be playing on the front lawn. The front door was closed and he found it locked. He went around to the back and used his own key to enter the house.

He walked from room to room like a man who'd lost his dearest companion. Everything was in perfect order but there were no occupants. It occurred to George a person leaving would want to leave the house in just such perfect shape. Then he noticed their two gold fish were swimming back and forth along the front of the bowl facing him. As if they were hungry ... as if they hadn't been fed for a long time. That was a bad sign.

He sat down on the edge of the davenport to think. The place had an unearthly quiet about it without the children playing and making noise and Martha moving in the kitchen. Had Martha left him?

Her clothes? He would look for her clothes. That would give him the answer. He made his way to their bedroom and stopped short on the threshold when he saw the suitcase beside the bed. It was his own travelling bag, but why was it out of the closet?

Before he could investigate any further, George heard footsteps on the front porch and a key in the lock. In three strides he had the door open.

"Daddy, daddy," the two girls crowded around his legs.

"Hello, dear," Martha met his eyes. George could detect no trace of reproach.

"Martha," George said, humbly. He kissed her. "I'm so glad to see you." He tried to take her into his arms but the two girls were clamoring for a hug and kiss and he had to oblige them first.

"I found the house deserted," George went on, "and I thought —"

"Oh, we walked down to the station with Lydia. She left on the afternoon train."

"I see." George thought for a moment. "I was wondering why my suitcase was standing beside the bed?"

"Lydia did some shopping here in town and she was afraid she wouldn't be able to get all her things in her two bags. I was going to let her use yours but we found it wasn't necessary."

George breathed a sigh of relief. Later, when the girls had gone outside to play he stopped his wife as she hurried through the living room on some errand.

"Martha, dear, there's something I want to tell you."

"You don't have to tell me if you don't want to, dear," she smiled at him, and her smile had never seemed so sweet.

"But I want to tell you," George persisted. "I want you to know why I went away. I want you to know what a fool I've been ..."

"You are nothing of the kind, George Spenser," she went on tiptoe and kissed him. "You're the finest husband a woman could possibly have. I love you and admire you for the things you have done. There's only one thing," Martha added, laughing, "I'll never again invite a fascinating woman to spend a prolonged visit at our house ..."

First Customer: Boy! Is this chicken soup thin! The old hen must have walked through it.

Second Customer: Yeah; and she must have had stilts on when she did.

Business Man: I forgot to lock the safe when we left the office.

Bill, his partner: Well, that's all right. We're both here, aren't we?

Question Box

Why can't priests marry?

It has always been the custom for priests of the Latin Rite not to marry. If such a priest should attempt marriage, it would be gravely sinful, he would incur an excommunication reserved to the Holy See, and the attempted marriage would be invalid. But this is not always the case with priests of the Eastern Rites. There, for instance, it has been the custom to allow married men to be ordained priests and to live as married men after their ordination. However, monks are not permitted to marry, nor are priests allowed to marry after ordination. Neither is it in the Western world, although there are still a few married Roman Catholic priests in the United States.

The reasons for this practice is based on St. Paul's advice that it is more perfect to stay single in God's service; and that, whereas a married person is necessarily devoted to the things of this world, how to please and take care of his wife and family, an unmarried person is free from such ties and can devote himself wholly to the things of God.

Why do some priests wear the biretta when coming to or leaving the altar and others not?

According to the rubrics, the biretta is to be worn at such times. However, it sometimes happens that a visiting priest may not have a biretta with him or cannot find one that will fit him, or that it may have been omitted by an oversight on his part.

Why doesn't the Church believe in divorce or birth control?

The simplest answer to this is that these things are against the law of God and the teaching of Christ. And the Church, as the divinely appointed and divinely guided teacher, will always oppose such doctrines.

Can any indulgence be applied to the Poor Souls?

All indulgences granted by the Roman Pontiff can be applied to the Poor Souls, unless the contrary is clearly stated. However, there are certain indulgences that one can gain only for himself. Most of the indulgences that we can gain are granted by the Holy Father, and we need not hesitate to apply these to the Poor Souls. In fact, this is a practice that is highly recommended by the Church.

Christ the Priest

By Simon Conrad, O.F.M. Cap.

Mankind is haunted by a sense of dependence on a higher being. To offer sacrifice is to declare this dependence. Pagans offer sacrifices to appease their angry gods. One of the first incidents recorded in the Bible is the story of the sacrifices of Cain and Abel. God prescribed certain sacrifices for the Jews of old, which were previews of the sacrifice of His Son. Where there is sacrifice, there is a priest to offer it. Where there is a priest, there is dignity, honor and respect.

With divine dignity the Eternal High-Priest Jesus Christ, clothed in the red vestments of His own Blood, ascended the altar of the cross and offered a true and perfect sacrifice. In His sacrifice on the cross, Christ fulfilled all the requirements of a true sacrifice. He was a Priest and He offered His sacred humanity to the Father. By the shedding of His Blood and His death, sin was expiated and God's supreme dominion was acknowledged. Christ is both Priest and Victim; He is both God and Man. By Christ's sacrifice and His alone, does God, Who was outraged by sin, receive adequate honor and full satisfaction. Christ is our Mediator, the Divine "Go-between," who reconciled the human race to God. He is the Divine Bridge-builder, who spans the gap between God and man, the gap that was sin-deep.

At the Last Supper Christ looked back through the centuries to the sacrifices of the priesthood of Israel. They all pointed to His sacrifice on the cross; at His death the veil in the Temple was slashed in two, the sacrifices of the Old Law were abolished. But what of the future? Christ looked ahead and provided the means whereby His sacrifice, the true and perfect sacrifice of the cross, could be continued till the end of time. The Divine Memorial of our Lord's death is the holy sacrifice of the Mass. In the Mass Christ's Body and Blood is offered to God, under the appearances of bread and wine, to represent and continue the sacrifice on Calvary. On the cross Christ redeemed man. In the Mass He applies His satisfactions and His merits.

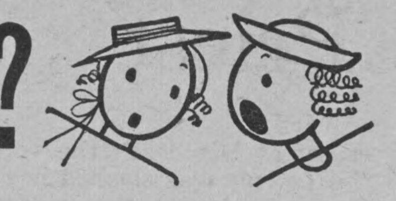
The Last Supper was also ordination day for the Apostles, for it was then that Christ gave them the power to change bread and wine into His Body and Blood. He ordained them priests, giving them the power to ordain others to succeed them. And down through the ages, linked together in a great chain that girds the globe and reaches back to the first Holy Thursday night, the priesthood of the Catholic Church offers the holy sacrifice as the Eternal High-Priest commanded them: "Do this in remembrance of me."

Christ stands at the altar in the person of the priest. The priest is "another Christ," offering sacrifice, forgiving sinners and preaching the word of God. The great preacher Lacordaire sums up the life of a priest in words as true as they are beautiful. "To live in the midst of the world without wishing its pleasures; to be a member of every family yet belonging to none; to share all sufferings; to penetrate all secrets; to heal all wounds; to go from men to God and offer Him their Sacrifice and prayers; to return from God to man and to bring pardon and hope; to have a heart of fire for charity and a heart of bronze for chastity, always to teach and pardon, always to console and bless. My God, what a life! And it is yours, O priest of Jesus Christ."

This is the sublime dignity of the priest — to be "another Christ." In his hands, bread and wine become the Body and Blood of Christ. His hand absolves the penitent sinner; his hand blesses; his hand anoints. The hands of a priest are consecrated at ordination; their work is sacred. They are the hands of God on earth.

At the Elevation of the Host at Mass, God sees a pair of hands that are not visible to the adorning faithful. He sees a pair of hands, worn and red, the hands that formed the hands of His priest. He sees the hands of the priest's mother. All her sacrifices led him to the altar. Is God going to forget her, her sacrificing heart, her calloused hands that gave Him a pair of consecrated hands to carry on His work on earth? Is God going to forget? Not at all, for the mother of a priest has a special place in God's hall of fame; His Son was a Priest and Mary was the Mother of a Priest.

Have you heard these?



At the Concert

He: "I certainly envy that soprano who is singing there now."

She: "But, my dear, I think she has a terrible voice."

He: "Yeah; but think of the nerve she's got!"

Or Is It

Johnny: "Teacher, Billy always says, 'It ain't'; but it isn't, 'ain't,' is it? It's 'isn't,' ain't it?"

Ouch!

One Parishioner: "I didn't see you in church last Sunday."

Other Parishioner: "I know you didn't. I took up the collection."

What, Indeed

Customer: "Here, waiter, what kind of soup is this anyway—chicken or tomato?"

Waiter: "Why, can't you tell by the taste?"

Customer: "No, that's just it."

Waiter: "Well, what difference does it make, then?"

Compensation

Wife: "We need new furniture, carpets, curtains, and all sorts of things."

Husband: "That's all right, dear. I have a big divorce case coming up today. I represent a wife whose husband is rolling in money. As soon as we succeed in breaking up their home we shall be able to fix ours up."

One On the Editor

Jane: "So Goldie broke off her engagement with the editor?"

Mabel: "Yes; she wrote him some love letters and he returned one with a rejection slip, stating that while he was always pleased to see such things and they undoubtedly possessed some merits, he was greatly overstocked with other contributions of a similar nature."

Not That Kind

Dentist: "Can you take a lot of gas?"

Patient: "Naw; for Pete's sake, keep quiet."

STUDENT BURSE

Anfang Juni begeht das Priesterhilfswerk des Marienboten ein frohes Fest. Sechs junge Oblatenmissionare werden die heilige Priesterweihe empfangen. Wir, der Marienbote und die freudigen Geber unsres Priesterhilfswerkes, haben diesen jungen, werdenden Priestern gezeigt, wie sehr wir uns um Priesternachwuchs sorgen.

Hoffentlich wird unser Priesterhilfswerk bald seinen eigenen Priester haben! Welch ein Segen das doch wäre! Der Tag dieses Segens wird aber kommen. Langsam aber sicher gehen wir der Vollendung unserer ‚Student Burse' zu. $6,000.00 brauchen wir, um einen armen Studenten zum hl. Priestertum zu verhelfen. Wir werden es schaffen!

Im Laufe des vergangenen Monats nahmen wir folgende Gaben ein:

April-Marienbote	$4,000.62
Joh. P. Brost, Macklin, Sask.	5.00
Ein Freund, Regina, Sask.	1.00
Ein Freund, Regina, Sask.	1.00
Martin Haider, Markinch, Sask.	1.00
Ein Freund, Leipzig, Sask.	1.00
Frau M. Junker, Regina, Sask.	1.00
Frau Anton Volk, Holdfast, Sask.	2.00
Agatha Folk, Holdfast, Sask.	1.00
	$4,018.62

Senden Sie Ihre freundliche Gabe an—

The Marian Press

922-24 Victoria Ave. Regina, Sask. Canada